

Wiener Stadt-Bibliothek.

T 40751 A

57.
X



Neue
Sammlung
zum
Vergnügen
und
Unterricht.

2. Band.



Wien
bey Rudolph Gräffer
A 768.

J. Mansfeldt sc.

J. N. 38303

T



Sannchen

und

Lufas

eine

Operette

in einem Aufzuge.

Personen.

Lukas.

Zannchen.

Der Herr des Dorfs.

Der Gerichtsvogt.

Ein Bedienter.

Die schöne Erzählung des Herrn Marmon-
tel, Annette und Lubin, hat eine in ihrer Art
eben so vortreffliche Operette der Madame Favart,
unter eben der Aufschrift veranlaßt. Herr Mar-
montel hat hernach selbst eine Operette von seinem
Sujet verfertigt. Diese beyden Stücke hat der
deutsche Verfasser zu Grundlagen des seinigen ge-
macht, und aus jedem das schönste zu wählen ge-
sucht; ob er gleich gesteht, daß er der Ausführung
der Madame Favart geneigter, und ihr daher
weit mehr gefolgt ist.

Der Schauplatz stellt eine ländliche Flur
vor; auf der einen Seite steht man ein Gehölz,
auf der andern einen Acker; ziemlich vorne eine
grüne Laube, die noch nicht ganz fertig ist.



Erster Auftritt.

Der Herr des Dorfs. Der Gerichtsvogt.

Der Herr des Dorfs.



Gerichtsvogt!

Der Gerichtsvogt.

Gnäd'ger Herr!

Der Herr d. D.

Wo muß mein Jäger seyn? —

Wo blieb der Hirsch? — Die Hunde ließ ich
hegen,

Und doch —

Der Gerichtsvogt.

Nein, Ihre Gnaden, nein,
Man muß ihn ins Gefängniß setzen.

Der Herr d. D.

Den Hirsch? — Ist er verrückt?

Der Gerichtsvogt.

Das wollen Sie verzeihn?

Der Herr d. D.

Ha! dort bey dem Gehölz —

Der Gerichtsvogt.

Sie haben zu befehlen;

Das Recht —

Der Herr d. D.

Ach hör er auf, mit Unsinn mich zu quälen!

Der Gerichtsvogt.

Wie? Lukas? —

Der Herr d. D.

O der Hirsch, wo find ich den?

Der Gerichtsvogt.

Und Hannchen —

Der Herr d. D.

Hat er denn den Jäger nicht gesehn?

Halt! dort hör ich ein Horn!

Der Gerichtsvogt.

Sie wollen gehn?

O lassen Sie ein Wort nur mit sich sprechen!

Ach gnädiger Herr, es ist ein Halsverbrechen!

So jung ist Hannchen noch, und Lukas achtzehn
Jahr,

Und beide lieben sich —

Der Herr d. D.

Ist das so wunderbar?

Der Gerichtsvogt.

Sie sollen sich so ohn Erlaubniß lieben?

Der Herr d. D.

Erlaubniß? — Wie?

Der Gerichtsvogt.

Rein, Hannchens Bildung und Gesicht
Sind gar zu schön; ihr kleines Auge spricht
So viel —

Der Herr d. D.

Das mag wohl seyn; ich kenne sie noch nicht.

Der Gerichtsvogt.

O! wer sie kennt, fürwahr, der muß sie lieben.

Süß lächelt Hannchen, wie im May

Die blühende Natur;

Ihr Wuchs ist schön, ihr Blick ist frey;

Doch ach! für Lukas nur.

Wenn sie daher geht, füllet Lust

Die ganze weite Flur;

Ein weisses Tuch deckt ihre Brust,

Und weicht — für Lukas nur!

Wie feurig locket uns ihr Blick!

Wir eilen, sie zu küssen;

Dann jagt sein Feuer uns zurück;

Und Lukas nur darf küssen.

Der Herr d. D.

Weiß Lukas denn so bald den Mägdchen zu ge-
fallen?

Der Gerichtsvogt.

O! munter ist er, immer frey,
Geübt in loser Tändelei,
Von Wuchs und von Gestalt der artigste von allen.
Und Hannchen liebet ihn. Er läuft ihr immer nach;
Im Dorfe sucht man sie vergebens;
Hier sind sie stets allein, und jeder Tag des Lebens
Ist für die beyden Feiertag.

Der Herr d. D.

Wie glücklich sind sie nicht! — Vom Lärm der
Welt umringet,
Sucht man die Ruh umsonst; wohl dem, der
einsam wohnt!
Die Unschuld und die reinste Lust belohnt
Sein Herz, in welches nie geheimer Kummer
dringet.

Ich lobe Lukas.

Der Gerichtsvogt.

Doch, er handelt ungerecht!

Der Herr d. D.

Sein Leben und sein Glück mit ihr zu theilen,
Dazu ist nun vielleicht sein Stand zu schlecht.

Der Gerichtsvogt.

Da kömmt er; sehn Sie nur —

Der Herr d. D.

Führ er mich erst in dieß Gehölz hinein;
Ich werde schon hernach der Sache Richter seyn!

Zweyter Auftritt.

Lukas, allein.

(Er arbeitet an einer kleinen Laube, worin
 (er einige Zweige flicht.)

Wie lieb' ich dich, du kleine Hütte!
 Ich baute dich, und du bist Hännchen werth;
 Du bist uns Wohl genug, du hast uns jede Bitte
 Um grössres Glück verschmähn gelehrt.
 O welche Lust, mit ihr im Kühlen,
 Von diesen Zweigen dicht bedeckt,
 Vor jedem Blick der Welt versteckt,
 Der Liebe Süßigkeit zu fühlen,
 Mit ihr zu tändeln, und zu spielen.
 Hier fliegen mir die längsten Tage
 Wie Augenblicke schnell dahin;
 So lang ich nun bey meinem Hännchen bin,
 Entfuhr mir niemals eine Klage. —
 Mit diesen Beilchen will ich ihren Sitz bestreun,
 Und diese Zweige dichter schliessen;
 Sie wird es sehn, und wird für meine Müh —
 mich küssen!
 Ha! welch ein Lohn kann süßser seyn? —
 Doch es wird spät; bald geht die Sonne nieder,
 Und noch kömmt sie nicht wieder? —
 Mein Hännchen, komm! Izt schwebt dein Schat-
 ten nur um mich;
 O komm! voll Ungeduld erwart ich dich. —

Mein Trost, du Hütte, die ich gern mit Laub
umwinde,

Bekürze mir die Zeit — Umsonst! die Hand
wird schwach.

Ich höre sie; sie kömmt! — Ach nein, das war
der Bach!

Ich höre sie; sie kömmt! — Ach nein, das war
der Bach!

Ich höre sie; sie kömmt! — Das war der Laut
der Winde!

Ich habe nichts, wenn sie mir fehlt;
Ich weiß es, auch mein Hannchen quält
Die Ungeduld, die ich empfinde.

Dritter Auftritt.

Hannchen. Lukas.

Hannchen, (im Innern des Theaters)

Wenn die unschuldvolle Taube
Fern von ihrem Täuber irrt,
Flattert sie, und klagt, und girt,
Und wird jeder Noth zum Raube.
Doch er kömmt, mit tausend Grüssen
Fliegt sie zu ihm durch den Hain.
Seines Lebens zu genießen,
Bleibt man nicht allein.

Lukas.

Sie kömmt; ich höre schon ihr Lied.

Hannchen.

Wenn am Bach zwei junge Linden,
Einsam, ohne Stütze stehn,
Und die Winde zornig wehn,
Beben sie vor jeden Winden.

Wenn sie an einander schliessen,
Ist für sie kein Sturm zu scheun;
Seines Lebens zu geniessen,
Bleibt man nicht allein.

Lukas.

Das ist sie! — Ha! die Langerweile flieht.
Wo ist der Blumenstrauß, den ich für sie gebun-
den? —

Hier ist er, hier! —

Hannchen. (auffer Athem.)

Da bin ich — Fühl einmal, so schlägt das Herze mir.

Lukas.

Du weißt nicht, welche Furcht ich igt für dich emp-
funden!

Kind, laufe so nicht mehr.

Hannchen.

Ja, wenn ich von dir geh, dann eil ich nicht so sehr.

Lukas.

Halt doch, ich muß ein wenig auf dich schmälern!

Hannchen.

Gut, schmäle, wenn du kannst.

Lukas.

Wie hat sie sich erhigt!

Die schöne Stirne! — wie sie schwigt!

Hann-

Hannchen.

Nun, Lukas!

Lukas.

Was?

Hannchen.

Du wolltest schmälen?

Lukas.

Du spottest? (Er umarmt sie.) Sieh, so räch ich mich.

Hannchen.

Es kommt schon eine Zeit, da straf ich wieder dich.

Lukas.

Du läufst doch so nicht mehr?

Hannchen.

O nein! — Verzeihe,

Daß ich so lange blieb.

Lukas.

Die schöne Keue!

Hannchen.

Sieh, unsre Laube, sieh, wie schön ist sie geschmückt!

Lukas

Die Beilchen hier hab ich für dich gepflückt;
Für dich nur brach ich diese Zweige,
Und flocht sie dicht umher.

Wie freu ich mich, mein Hannchen, wie so sehr!
Wenn ich dir so mein zärtlich Herz bezeige.

Hannchen.

Wie machst du mir mein Leben hier so schön!
Du wünschest nichts als mich vergnügt zu sehn;
Und o wie leicht ist es, mit dir vergnügt zu leben!

Lukas

Lukas.

Ist seh ich ohne Reid auf Stadt und Pracht zu
rück ;

Sie können mir kein Glück und keine Freude geben ;
Ich finde hier mein Hännchen, und mein Glück.

Hännchen.

Dich hab ich hier ; was wünsch ich weiter ?

Noch reizender blüht igt die Flur ,

Noch mehr erquicken mich die Gaben der Natur ;

Ach ! unser Herz ist rein, und unser Leben heiter.

Lukas.

O Kind, die Hütt' ist mehr, als der Palläste Pracht.

Die Luft der Stadt ist traurig, dick' und trübe ;

Da wird das Leben ohne Liebe

Und ohne Freuden hingbracht.

Ich lobe mir dieß Laub vor ihren goldnen Wänden ;

Da mahlen sie sich, unsre Freuden, nur.

Hännchen.

Wie groß ist unser Glück, wenn sie, um die Natur

Gemahlt zu sehn, so vieles Gold verschwenden !

Uns schenkt sie sich umsonst, die wirkliche Natur.

Lukas.

Was ist der Federpfühl, wo sie sich weibisch wie-
gen ,

Wenn ihre Ruh der Kummer unterbricht ?

Hännchen.

Wir sind weit glücklicher, wenn wir auf Rasen
liegen ;

Lukas.

Wie ruhig schläft sichs da !

Hänn-

Hannchen.

Wie freudig wachst sich nicht!

Lukas.

Nimm diesen Rosenzweig, den ich für dich gebro-
chen,

So frisch, so jung, wie du. Er stirbt mit Lust
An meines Hannchens Brust.

Das Glück hat mir der Himmel auch versprochen.

Hannchen.

Komm, setze dich ins Gras. Dieß Mahl ist schlecht
und klein;

Ihm fehlt die Pracht, die einen Schmaus begleitet.

Lukas.

Die Freundschaft hat es zubereitet;

Durch sie wird es ein Gastmahl seyn.

Hannchen.

Wo ist ein Fest, das unserm Mahle gleicht?

Das köstlichste Gericht

Gefällt so sehr mir nicht,

Als dieses Brodt, wenn mir es Lukas reichet.

Lukas (er trinkt.)

Mein Hannchen, auf dein Wohlergehn,

Hannchen.

Das heißt, auf Deins. Laß uns die Becher tau-
schen.

Lukas.

Sieh, wie auf jenem Ast die kleinen Vögel lauschen!

Sie sammeln sich, um unsre Lust zu sehn.

Sie singen —

Zannchen.

Laß uns sie nicht verscheuchen.

Lukas.

Rein, der verscheucht die Vögel nicht,
Der zärtlich liebt, wie sie, und ihre Sprache spricht,
Und sie sind um uns, weil wir ihnen gleichen.

Zannchen.

Ihr Lied gefällt mir gar zu sehr.

Lukas.

Ich hör' es gern; doch deins gefällt mir mehr.

Zannchen.

Nun gut; ich will ein neues Lied dich lehren.

Lukas.

Ich werde dich mit tausend Freuden hören.

Zannchen.

R o m a n z e.

Es war ein junges Mägdchen
Von reizender Gestalt,
Dem Herrn des Dorfs gefiel sie bald.
Es traf auf ihrem Wege
Der Herr einmal sie an;
Bernimm, was sie gethan.

Er stieg herab vom Pferde,
Und eilend naht er sich:
Mein schönes Kind, umarme mich!
Ach, spricht sie voller Schrecken,
Ach gerne gnäd'ger Herr,
Merk auf, was sprach nun er?

Erschrick nicht liebes Mägdchen,
 Recht glücklich mach ich dich,
 Gib mir dein Herz, und liebe mich.
 Nimm diesen Ring zum Pfande,
 Die Uhr von Gold dazu;
 Nun, Kind, was denkest du?

Mein Bruder ist im Garten,
 Und sieht er mich und euch,
 So sagt ers meinem Vater gleich.
 Steigt nur auf diesen Felsen,
 Wie ist's? seht ihr ihn nun? —
 Merk auf, was sie wird thun.

Er steht, gafft hin und wieder,
 Da sitzt das Mägdchen schon
 Auf seinem Pferd', und eilt davon.
 Lebt wohl, mein Herr vom Dorfe! —
 Sie fliegt durch Feld und Stein;
 Mein Herr bleibt ganz allein.

So führt man, merkt's, ihr Leute,
 Die bösen Männer an;
 Wenn man nur will, ist's leicht gethan.
 Doch wird man solche Mägdchen,
 Die gnäd'ge Herrn verschmähn,
 Zu unster Zeit nicht sehn.

Lukas.

Das Lied ist ja so kurz.

Zannchen.

Nun, Lukas, singe du,

Ich höre dir so gerne zu.

Lukas.

Wart, ich will dich ein Lied von unserm Schlosse
lehren.

Vierter Auftritt.

Lukas. Zannchen. Der Gerichtsvogt, in
der Ferne.

Der Gerichtsvogt.

Da sind sie! Halt, ich muß doch sehn.

(Er versteckt sich die ganze Scene hindurch hinter die Laube, und guckt zuweilen hervor.)

Zannchen.

Ein Lied vom Schloß? Das ist gewiß sehr schön;
Geschwind, das muß ich hören.

Lukas.

Erhebt, ihr Liebenden, erhebt,
Den Gott, der unsre Brust belebt,
Erhebt den Gott der Liebe!

Sein Köcher —

Zannchen.

Ach halt! du bringst mich sonst zum Sähnem:
Was soll der Gott, was soll der Köcher da?
An solche Künsteley könnt ich mich nicht gewöhnen:
Ein andres, süßer Lukas!

Der Gerichtsvogt höhniſch.

Süßer Lukas! — ja!

B

Zannchen

Hannchen.

Wenn man das immer singt, veracht ich alle Schloß-
fer ;

Die Lieder unsers Dorfs gefallen mir weit besser.

Lukas.

Und in der Stadt, da singt man andre noch.

Man singt von Thränen, Seufzern, Zärtlichkeiten,
Von Eifersucht, und von der Liebe Joch,
Von Flammen, die ihr Feuer durch Herz und Brust
verbreiten,

Und von des Kaltfinns Macht, der sie gedämpfet
hat.

Hannchen.

O Lukas, liebe mich ja nicht, wie in der Stadt.

Lukas.

Nein, unsre Liebe, Kind, hat weit mehr Süßigkeiten ;
Die Freundschaft, die uns nie verlassen wird,
Soll einst noch unser Alter segnen.

Der Gerichtsvogt, beyseite.

Wie ihre Blicke sich begegnen !

Hannchen.

Doch unsre Triffst hat sich verirrt.

Lukas.

Dort weidet sie im Thal.

Hannchen.

Wie leicht kann es geschehen —

Lukas.

Befürchte nichts, ich eile, sie zu sehen.

Ich geh ins Thal.

Zannchen.

Und ohne mich?

Lukas.

Bleib, du ermattest nur, bleib, und erhole dich.

Fünfter Auftritt.

Zannchen allein. Der Gerichtsvogt, in
der Ferne.

Zannchen.

Wie lieb' ich euch, ihr Triffen,

Und den, der euch bewacht!

Wir theilen seine Liebe,

Er sorgt für uns zugleich;

Doch oft vergift er euch,

Und hat auf mich nur Acht.

Dann sag' ich ihm, ihr Triffen,

Daß Zannchen euch auch liebet,

Daß er auch euch bewacht.

Sechster Auftritt.

Zannchen. Der Gerichtsvogt.

Zannchen.

Wer kann wohl glücklicher, wer kann vergnügter
seyn?

Ich bin ihm herzlich gut.

Der Gerichtsvogt, der die Hände in die Seite
gesetzt, trotzig hervortritt.

So? — ohne dich zu scheun?

B 2

Zanna

Hannchen.

Ach Herr Gerichtsvogt!

Der Gerichtsvogt.

Laß dich nur nicht stören.

Hannchen.

Er jagt mir recht's Schrecken ein.

Der Gerichtsvogt.

Du böses Kind, sind das die Lehren,

Die deine sel'ge Mutter gab?

Die gute Frau! — Sie starb dir gar zu zeitig ab.

Hannchen.

Was ist's?

Der Gerichtsvogt.

Sprach sie nicht oftmals von der Pflicht,

Die jungen Leute nicht zu hören?

Hannchen.

Ja. Und das that ich auch in meinem Leben nicht.

Der Gerichtsvogt.

Wie sich die Dinger doch verstellen können! —

Du kennst doch Lukas?

Hannchen.

Lukas? — D!

Das ist kein junger Mensch.

Der Gerichtsvogt.

Wie so?

Hannchen.

Das ist mein Vetter.

Der Gerichtsvogt.

Was?

Zannchen.

Darf ich ihn so nicht nennen?

Er ist es ja. Kann er mir das nicht gönnen?

Er steht mir ja so neidisch ins Gesicht;

Hat er denn keine Richte nicht?

Der Gerichtsvogt.

Nicht wahr? du kannst ihn nicht verlassen?

Zannchen.

O nein; da müßt ich ihn wohl hassen.

Wenn er nicht bey mir ist, wie lang wird mir

die Zeit!

Der Gerichtsvogt.

Und sein Gespräch scheint dich sehr zu vergnügen?

Zannchen.

Oft spricht er nichts, und doch les' ich in seinen
Zügen,

So bald ich auf ihn seh, die treueste Zärtlichkeit.

Der Gerichtsvogt.

Dann sagt er dir, er liebe dich?

Zannchen.

Ja, Herr Gerichtsvogt, ja!

Der Gerichtsvogt.

Dann freut dein ganzes Herze sich?

Zannchen.

Ja, Herr Gerichtsvogt, ja!

Der Gerichtsvogt.

Dann nimmt er deine Hand, und küßt?

Zannchen.

Ja, Herr Gerichtsvogt, ja!

Der Gerichtsvogt.

Und du sagst ihm, wie froh du bist?

Hannchen (sehr freudig.)

Ja, Herr Gerichtsvogt, ja!

Der Gerichtsvogt.

Und dann, — nicht wahr? — umarmt er dich einmal?

Hannchen.

Einmal? das wäre schön! wohl tausendmal,
Wohl tausendmal an einem Tage.

Und immer spricht er doch, das sey nur Kleinigkeit.

Der Gerichtsvogt.

Was, Hannchen? bist du noch gescheut?

Was? er umarmt dich?

Hannchen.

Schöne Frage!

Ey, ich umarm ihn auch.

Der Gerichtsvogt.

Du? — was?

Du? — ihn? —

Hannchen.

Nun ja, und gerne thu' ich das.

Der Gerichtsvogt.

Entsetzlich! — Kann man das wohl ohne Schrecken hören?

Hannchen.

Von Schrecken fühl ich nichts dabey.

Der Gerichtsvogt.

Nur fort, gesteh es mir nur frey,

Sprich, was gewährst du mehr?

Hann-

Hannchen.

Was kann man mehr gewähren?

Nichts.

Der Gerichtsvogt.

O! gesteh es nur.

Hannchen.

Was soll ich denn gestehn?

Bersagt ich ihm nur eine Bitte,

Da wäre meine Liebe schwach.

Der Gerichtsvogt.

Ihr wohnt beisammen? — Nicht?

Hannchen.

Ja, unter einem Dach.

Der Gerichtsvogt.

Wie? — Hat man so was je gesehn?

Hannchen.

Nun, will ers sehn, komm er in unsre Hütte.

Der Gerichtsvogt.

Gerechter Himmel! welch Verbrechen!

Hannchen.

Verbrechen? — was ist das?

Der Gerichtsvogt.

Da fragst du noch darnach?

Ach Hannchen, Hannchen! — Nein, das muß
der Himmel rächen.

Der Sturm verwüstet unsre Flur,

Die Wölfe fressen unsre Heerden,

Der Donner raubt die Frucht der Erden,

Die Schlossen unsern Wein.

Sieh, wie gebückt die Aehren stehen,

Sieh traurig jeden Landmann gehen;
Erschrick! die Schuld ist dein!

Hannchen.

Nein, unsre Freundschaft macht den kleinsten
Bach nicht trübe.

Der Gerichtsvogt.

Was? Freundschaft nennst du' s? — Es ist Liebe!

Hannchen.

O Gott!

Der Gerichtsvogt.

Und das ist ein Verbrechen. —

Ein Mittel weiß ich noch; — komm, Hannchen,
fasse Muth;

Ich liebe dich.

Hannchen.

Ach! er ist gar zu gut;

Ich lieb' ihn nicht.

Der Gerichtsvogt.

Du mußt mir deine Hand versprechen;
Dann kannst du ohne Furcht, dann kannst du
glücklich seyn.

Hannchen.

Dann lästert man nicht mehr auf meine Liebe?

Der Gerichtsvogt.

Nein!

Hannchen.

Dann kann ich meinen Lukas sehn,
Und niemand wird davon was Uebels sprechen?

Der

Der Gerichtsvogt.

Sehn darfst du ihn nicht mehr; das wär' ein
neu Verbrechen.

Zannchen.

Ey was? — da kann er nur mit seinem Antrag
gehn!

Der Gerichtsvogt.

Du wählst Schmach für Glück, für Ruh und
Lust, Beschwerden.

Wenn du bey Lukas bleibst, da wirst du Mut-
ter werden.

Zannchen.

Ich Mutter? — Ach! wie wird der Name mich
erfreun!

Und Lukas wird doch Vater seyn?

Der Gerichtsvogt.

Ja.

Zannchen.

Desto besser.

Der Gerichtsvogt.

Desto besser?

Zannchen.

Dann, denk ich, wird ein kleiner Lukas mein,
Der wird denn immer muntreter, immer größer!
D schön. — Doch, lieber Herr, es trifft doch
auch wohl ein?

Der Gerichtsvogt.

Ja, leider! gar zu gut. — Du kannst so ohne
Sorgen

Bei diesem Laster seyn, das mich so sehr erschreckt? —

Verschlang die Erd' euch nicht?

Hannchen.

Wir sahn sie jeden Morgen
Mit jungen Blumen überdeckt.

Der Gerichtsvogt.

Eraf euch der Donner nicht?

Hannchen.

Es donnert wohl zuweilen,
Doch unsertwegen nicht, das weiß auch ich,
Denn wir verdienens nicht.

Der Gerichtsvogt.

Ach! ich entfesse mich.

Der Himmel wird gewiß bald, euch zu strafen,
eilen.

Hannchen.

Zu strafen? uns? die wir kein Böses nicht gethan.

Der Gerichtsvogt.

Ach höre nur dein künft'g Elend an.

Das Kind, das ihr erzieht,
Schämt einst sich, euch zu kennen,
Mit Seufzen wirds euch nennen,
Erröthen, wenn es euch nur sieht.

Unwillig scheint auf diese Hütte
Der Sonne Strahl. — Noch nicht genug;
Auch euch verfolgt auf jedem Schritte
Des Kindes und des Himmels Fluch.

(Er geht ab.)

Sies

Siebenter Auftritt.

Hannchen allein.

Was hör ich? welche Furcht jagt mir sein Toben ein! —

Ach Himmel! kannst du wohl auf uns so zornig seyn?

Armes Hannchen! — stießt ihr Thränen,
Schallt, ihr Seufzer meiner Brust! —
Ich soll immer elend leben? —
Der du uns die Lust gegeben,
Himmel, straffst du diese Lust?

Kinder sehn, und sich betrüben!
Mutter seyn, und sich nicht freun! —
Kann man ohne Gram nicht lieben?
Ohne Gram nicht Mutter seyn?

Achter Auftritt.

Hannchen. Lukas.

Lukas.

Kind, unsre Heerden sind ganz sicher vor Gefahr.
Izt wollen wir auch uns recht zu vergnügen suchen.
Doch, seh ich recht? — du weinst wohl gar?

Hannchen.

O geh!

Lukas.

Was ist?

Hann-

Hannchen.

Ach Gott! man wird uns fluchen.

Lukas.

Wer?

Hannchen.

Unsre Kinder.

Lukas.

Nun! wie gienge das denn zu?

Die leben ja noch nicht.

Hannchen.

Ach! hättest du gehöret,

Was der Gerichtsvogt mir für Strafen hat erkläret;

Ich würde Mutter seyn, und Vater, du!

Lukas.

Schon gut; nichts kann ja schöner seyn.

Das Glück nur fehlt uns noch, uns völlig zu erfreun.

Wär es ein Mägdchen, o mit Lust

Drückt' ichs an meine Vaterbrust,

Denn, Kind, dir würd' es gleichen.

Wär es ein Sohn; nun wohl, auch dann

Wüchs er zu unsrer Lust heran;

Du würdest ihm die Mutterbrust

Gewiß mit Freuden reichen.

Hannchen.

Jedoch, wie der Gerichtsvogt spricht,

Erkennt uns dieses Kind als seine Eltern nicht.

Lukas.

Es ruht und spielt auf unserm Schooß,

Wird unter unsern Augen groß,

Und

Und sollt uns nicht erkennen?
 An unsrer Liebe merkt dieß Kind,
 Daß wir ihm mehr, als andre, sind;
 Und Mutter wird es dich mit Lust,
 Mit Lust mich Vater nennen.

Hannchen.

Was der Gerichtsvoigt droht, macht mich doch recht
 betrübt,

Er sagt, wir haben uns geliebt,
 Und lieben nennt er ein Verbrechen;
 Der Himmel solls an uns, an unsern Kindern rä-
 chen. —

Doch, Lukas, das begreif ich nicht,
 Wie das der Himmel strafen sollte,
 Wenn etwa deine Hand mir eine Rose bricht,
 Dein Herz mir ew'ge Treu verspricht,
 Und schwört, daß es für mich nicht Schätze tau-
 schen wollte.

Wenn mir dein Mund ein Lied voll Freude singt,¹
 Und dann mich küßt? — Feld, Thal, und Himmel
 lachen

Bey unserm Kuß; kein Strahl des Wetters dringt
 In unsre vollen Saaten ein.

Der Himmel zürnet nicht. — Und sprich, was soll
 man machen,

Um nicht verliebt zu seyn?

Lukas.

Genug, mein Hannchen, laß dich nichts betrüben;
 Wir wollen ungestört einander ferner lieben,
 Wie wir bisher gethan.

Hanne

Hannchen.

Was böses find ich doch auch wirklich nicht daran.

Lukas.

Bereint sind unsre Herzen,
 Getreu ist unser Sinn,
 Wir bringen unter Scherzen
 Die Tag und Nächte hin.
 Wir fliehen die Beschwerden,
 Und unter uns gemein
 Sind Schäferstab und Heerden;
 Kann das so böse seyn?

Jüngst stach dich eine Biene
 In deine weisse Hand.

Hannchen.

Du jagst sie fort, die kühne,
 Und küßtest meine Hand;
 Sangst eins der besten Lieder,
 Und gleich wick alle Pein;
 Zum Dank küßt ich dich wieder;
 Kann das so böse seyn?

Lukas.

Zur Mittagszeit erfrischen
 Uns keine Weste dort;
 Mit kühlen Rosenbüschen
 trieb ich die Hitze fort.
 Von Müdigkeit bezwungen
 Schläfst du zurweilen ein,
 Mein Arm hält dich umschlungen;
 Kann das so böse seyn?

Ich wecke dann mit Küssen
Dich wieder aus dem Schlaf.

Hannchen.

Eh ich dir will vermessen,
Vermiß ich gern den Schlaf.
Wir suchen tändelnd beyde
Einander zu erfreun,
Und nichts stört unsre Freude;
Kann das so böse seyn?

Hannchen.

Der alte Murrkopf! — Nein, nun gräm ich mich
nicht mehr.

Er schwatzte da so viel von unserm bösen Leben.
Und rieth mir — denk einmal — ihm meine Hand
zu geben.

Lukas. (zornig.)

Was? er? das sagt' er dir?

Hannchen.

Da kömmt er eben her.

Erzürne dich nur nicht.

Lukas.

Ich kann ihn kaum noch sehen;

Der Falsche!

Hannchen.

Lukas, du ereiferst dich zu sehr;

Sey ruhig!

Lukas.

Gut.

Hannchen.

Ich will in unsre Laube gehen.

Neun.

Neunter Austritt.

Lukas. Der Gerichtsvogt. Hannchen,
in der Laube.

Lukas.

En, Herr Gerichtsvogt, hör Er hier,
Kömmt Er schon wieder her, mein Hannchen zu be-
trüben?

Was geht es Ihn denn an, daß wir einander lieben.
Der Gerichtsvogt.

Seht doch den Trogkopf an! — So redest du mit
mir?

Lukas.

Das Mägdchen grämt sich recht.

(Er sieht sich nach Hannchen um, die ihm ein
Zeichen giebt, sich nicht zu erzürnen.)

Sie weint! — Bey meiner Ehre,
Wenn ich nicht noch ein bisgen höflich wäre. —

Der Gerichtsvogt.

Du mußt dein Hannchen doch verlassen!

Lukas.

Ich sie? o nein, da steh ich ihm dafür,
Ich lauf ihr immer nach.

Der Gerichtsvogt, bey Seite.

Er will wohl mit mir spassen! —

(zu Lukas.) Elender!

Lukas.

Was? — Er mag wohl elend seyn.

Der Gerichtsvogt.

Besinne dich, du rennst in dein Verderben
So blind, unüberlegt hinein.
Man trennt euch doch.

Lukas.

Wie lieber wollt ich sterben.

Der Gerichtsvogt.

Du schämst dich nicht?

Lukas.

Ach Possen! brauch ich das?

Der Gerichtsvogt.

Die Unschuld nahmst du ihr.

Lukas.

Ey nun, versah ich was,

So brauch ich mich davor nicht sehr zu schämen;
Ich will, wenn mans verlangt, zu meiner Frau sie
nehmen.

Der Gerichtsvogt.

Zur Fran? — das leidet man wahrhaftig nicht.

Ihr habt ja beyde kein Vermögen;
Und eure Kinder, wie bedauert ich die!
Wahrhaftig, nein!

Lukas.

Ach lieber Herr, deswegen

Bin ich ganz unbesorgt. Denn seh er einmal an,
Was fehlt denn mir? Ich bin gesund, zufrieden.
Wer nur die Arbeit liebt, und sich vergnügen kann,
Dem ist fürwahr schon Glück genug beschieden.
Kömmt denn die Liebe noch hinzu;
Ach guter Herr! —

C

Der

Der Gerichtsvogt.

Jedoch, ihr wißt nichts von Gesezen.
Lukas.

Rein. Desto besser.

Der Gerichtsvogt.

Desto schlimmer.
Lukas.

Ru?

Der Gerichtsvogt.

Ihr könnt daher sie leicht verletzen,
Und habt es schon gethan.

Lukas.

Ach Poffen! — Seh er dort die kleinen Vögel an;
Was wissen die denn von Gesezen?
Und paaren sie sich nicht?

Der Gerichtsvogt.

Laß igt die Poffen seyn!

Lukas.

Ey was? — Er hätte mir mein Hannchen bald
genommen!

Er? — Ha! das will ich sehn.

Der Gerichtsvogt.

Halt ein!

Bald kömmt der gnäd'ge Herr.

Lukas.

O laß ihn immer kommen.

Mit meiner Sache stehts nicht schlecht.

Ich weiß gewiß, wir werden uns noch heute
Einander freyn.

Der Gerichtsvogt.

Nichts! nichts!

Lukas.

Verflucht! wüßt ich nur recht,
Wie man einander freute!

Doch kurz, wir leben fort, wie wir bisher gelebt.

Der Gerichtsvogt.

O nichts! das laßt euch ja vergehen.

Was willst du machen?

Lukas.

Ja, was will denn Er?

Der Gerichtsvogt

Schweig, sag ich.

Lukas.

Ey, das will ich sehen!

Er meynt wohl —

Der Gerichtsvogt.

Schweig, da kömmt der gnäd'ge Herr.

Zehnter Austritt.

Die Vorigen. Der Herr des Dorfs.

(So bald Hannchen ihn erblickt, geht sie
tiefer in die Laube.)

Der Herr des Dorfs.

Ihr scheint euch hier nicht zu vertragen.

Was giebt's?

Lukas (verdrießlich)

Ach gnäd'ger Herr, Sie müssen mir verzeihn.

Sie sollen unser Richter seyn.

Der Gerichtsvogt.

Mein, gnäd'ger Herr —

Der Herr d. D.

Laß ihn erst seine Gründe sagen.

Was ist dir, Lukas?

Lukas.

Hannchen liebet mich,

Ich liebe sie; und der hier will uns scheiden.

Ich wählte Straf und Tod dafür,

Eh ich die Trennung wollte leiden.

Nur Ruhe, gnäd'ger Herr, nur Ruhe wünschen
wir.

Der Herr d. D.

Ja, Lukas. Doch ich muß hier auf die Ordnung
sehen,

Und strafen, wenn man Unrecht hier verübt.

Lukas.

Kann das denn Unrecht seyn, wenn man einan-
der liebt?

Berlassen würde meine kleine Richte gehen,

Nähm ich mich nicht noch ihrer an.

Sie ist mir anvertraut. Und dieser böse Mann

Will nicht einmal, daß wir uns sehen.

Es scheint, er richtet nur gern Zank und Handel
an.

Ist es nicht besser, so für sich in Ruhe leben,

Als mit einander sich entzweyn?

Ich weiß es, gnäd'ger Herr, Sie werden billig
seyn,

Und wenn man ihnen bösen Rath will geben,

So folgen Sie ihm nicht. Sie sind ja sonst so
gut,

Wir sind ja unter ihrer Hut
So glücklich.

Der Herr des D.

Und auch igt möcht ich euch gerne dienen;
Doch die Geseze! —

Der Gerichtsvogt.

Ja! nach ihnen

Ist euch die Ehe nicht erlaubt;
Die Kinder würden dich als Vater nicht erkennen,
Wahrhaftig nicht!

Lukas.

Ach! wer die Poffen glaubt!

Mag ihn sein Sohn vielleicht nicht gerne Vater
nennen?

(Er geht zur Laube und holt Hännchen.)

Komm, liebes Hännchen, zeige dich;
Du rührst den gnäd'gen Herrn gewiß noch eh,
als ich.

Elfter Austritt.

Die Vorigen. Hännchen, verschämt mit
niedergeschlagenen Augen.

Hännchen. (zu Lukas)

O laß mich!

Lukas

Komm!

Hannchen.

Ach nein.

Lukas.

Du hast hier nichts zu scheuen,
Der gnäd'ge Herr ist ja so strenge nicht;
Er sorgt für unser Glück.

Hannchen.

O wirklich?

Der Herr d. D. (beyseite.)

Ihr Gesicht

Ist reizend. Ach man kanns dem Lukas leicht
verzeihen,

Daß er sie liebt. (Zu Hannchen) Mein Kind,
komm nähere dich doch;

Sprich, was du denkst.

Hannchen.

Spricht man denn anders noch?

L i e d.

Zärtlich liebten wir einander
Von der ersten Kindheit an,
Unter Tändeln, unter Spielen
Wuchsen wir so bald heran.
Immer haben wir beyammen
Hier gespielt, gescherzt, gelacht.
Gnäd'ger Herr, an unsrer Stelle
Hätten Sie's auch so gemacht.

Lukas.

Von der ganzen Welt getrennet
Lebten wir hier ganz allein;

Kann man einsam ohne Freude
 Einsam ohne Liebe seyn?
 Wird der lange Tag wohl besser
 Als mit Scherzen hingbracht?
 Gnäd'ger Herr, an unsrer Stelle
 Hätten Sie's auch so gemacht.

Hannchen.

Meine Eltern starben zeitig,
 Lukas hatte keine mehr.
 Und so tröst' ich meinen Better,
 Seine Nichte tröstet er.

Man wird doch des Gramens müde,
 Wenn man lange drauf gedacht.
 Gnäd'ger Herr an unsrer Stelle
 Hätten Sie's auch so gemacht.

Lukas.

Und nun bin ich so gewöhnet,
 Immerfort bey ihr zu seyn.
 Nun ist Hannchen so gewöhnet,
 Immerfort bey mir zu seyn.
 Wollten Sie dies Glück wohl trennen,
 Das die Freundschaft uns gebracht?

Beide.

Gnäd'ger Herr, an unsrer Stelle
 Hätten Sie's auch so gemacht.

Der Herr des D.

Die Unschuld rührt mich sehr! — Das muß ich
 euch gestehn,
 Solch Mägdchen hab ich nie in unserm Dorf ge-
 sehn.

Lukas.

Ach gnädiger Herr, Sie sehn noch nichts.
Ist sie in ihrem Sonntagspuke,
Da sollten Sie sie sehn!
Und wenn sie Abends sich entkleidet,
Dann ist sie erst recht schön.

Der Herr des D.

Der Reiz! die Unschuld des Gesichts.

Lukas.

Ach gnäd'ger Herr, sie sehn noch nichts.
Der Herr des D.

Schon gut. Doch diese Kleider sind zu schlecht.
Ich will sie bürgerlich und nach der Mode kleiden;
Der Laß, das Halstuch schließt nicht recht. —

Lukas.

Ach sachte, gnäd'ger Herr, das kann ich nimmer
leiden.

Der H. des D.

Man bringe sie aufs Schloß.

Der Gerichtsvogt.

O schön!

Ja, gnäd'ger Herr, man muß den Unfug zähmen.

Lukas.

Was? sie aufs Schloß?

Der Herr des D.

Ich will dir schon zum Besten sehn.
Ist mußst du von ihr Abschied nehmen.

Hannchen.

Ach Lukas! Lukas!

(die Bedienten führen sie weg.)

Lu

Lukas.

Halt! — O Gott! da ist sie fort!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, ausser Hannchen.

Lukas. (Er fällt dem gnädigen Herrn zu Fuße.)
Um alles in der Welt! ich kann sie nicht verlassen.
Man führe mich auch weg, auch an den ärgsten Ort,
Bey ihr nur! nur bey ihr!

Der Gerichtsvogt.

Halt ein!

Der Herr des D.

Du mußt dich fassen;

Ich sorge schon für dich.

Lukas. (Er steht mit Zestigkeit auf.)

Das ist nicht auszustehn!

Es ist zu hart!

(Er reißt einen Stecken aus der Laube, und
läuft Hannchen nach, ohne das der gn. Herr
es sieht.)

Halt! ich will doch noch sehn! —

Dreizehnter Auftritt.

Der Herr des Dorfs. Der Gerichtsvogt.

Der Gerichtsvogt.

Wie trotzig! — Welch ein Unbedacht!

Nein, gnäd'ger Herr, ich fürchte mehr dergleichen
Fälle,

Wenn man das nicht bestraft.

Der Herr d. D. (beyseite.)

Ach Gott! an seiner Stelle
Hätt' ichs doch eben so gemacht.

Der Gerichtsvogt. etwas unwillig.

Sie haben das Gericht mir übergeben;
Ich bin Fiscal und Advokat,
Und Actuar — Und solch ein Leben
Fand nie in unserm Dorfe statt.
Man muß sich nach dem Brauch bequemen,
Wenn man einmal das Recht vergift;
Und weil ist Hannchen doch delicti corpus ist,
So muß ich sie für erste zu mir nehmen.
Ist das nicht billig, gnäd'ger Herr?

Der Herr d. D.

Nein, es ist dreist; er greift in meine Rechte.

Der Gerichtsvogt mit vielen Verbeugungen.
Ach! Sie verzeihen, gnäd'ger Herr —

Der Herr d. D.

Was ist?

Der Gerichtsvogt.

Ach! wenn ich bitten möchte —

O sie erlauben —

Der Herr d. D.

Nun? was will er denn noch mehr?

Der Gerichtsvogt.

Ach! Hannchen ist ein Schatz —

Der Herr d. D.

Was kann das Plaudern nützen?

Das weiß ich.

Der Gerichtsvogt.

Ja — und ich —

Der Herr d. D.

Nun?

Der Gerichtsvogt.

Möcht ihn gern besitzen.

Der Herr d. D.

Er?

Der Gerichtsvogt.

Enäd'ger Herr, ach ja! zum Troste meiner
Seelen.

Drey mal hab ich mich erst vermählt;
Nun möcht ich gerne mich zum viertenmal vermäh-
len.

Der Herr d. D.

Doch sie liebt Lukas.

Der Gerichtsvogt.

Ach! wenn es nur daran fehlt!

Das giebt sich bald. Wo wird mirs anders glü-
cken?

Man trifft ja keinen freyen Mann,

Rein nie versagtes Mägdchen an.

Wer wird so eckel seyn? — Man muß sich schi-
cken!

Der Herr d. D.

Wahrhaftig ja! die Großmuth steht ihm fein!

Ist seh ich erst den ganzen Handel ein.

Des Lukas Fehler ist, daß Hannichen ihm gefal-
len.

Wie herrscht doch Neid und Eigennuß bey allen!

Bier:

Bierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Ein Bedienter, auffer Athem.

Ach! gnäd'ger Herr, ich lief, daß ich kaum reden kann.

Das ist ein Lärm! — Das ganze Schloß ist rege. Da fiel auf einmal uns der böse Lukas an, Und tobt' und schlug — noch fühl ich seine Schläge! —

Und lief mit Hannchen fort.

Der Gerichtsvogt.

Welch neues Bubenstück!

Da hat er nun mit ihr die Flucht genommen.

Der Herr d. D.

Geschwind, Gerichtsvogt, hol er sie zurück.

Der Gerichtsvogt. (beyseite.)

Ich? — Ach verwünscht!

Der Herr d. D. (der den Gerichtsv. zurückhält.)

Schon gut; ich sehe sie schon kommen.

Fünfzehnter Auftritt.

(Man führt Lukas und Hannchen herbey. Lukas hält Hannchen bey der Hand, mit der andern spielt er mit seinem Stecken, und geht ganz trotzig einher.)

Nur ruhig, Hannchen, fasse Muth!

Ich will doch sehn, wer uns was thut.

Der

Der Herr d. D.

Halt!

Lukas (der den Stecken fallen läßt.)

Ach verschonen Sie , ich fühle mein Vergehen!

Ach gnädger Herr , ich durfte Sie nur sehen ,
Und gleich erkenn' ich meine Schuld.Ich leide gern den Tod , kann ich nur ihre Huld,
Ihr edles Herz für Hannchen nur ersuchen.

Hannchen.

Kann sich diesen Thränengüssen
Solch ein edles Herz verschliessen?
Gnäd'ger Herr , bey unsern Zähren
Werden Sie nicht fühllos seyn.
Ich hab ihm sein Herz entriessen,
Das Verbrechen ist nicht sein.
Ich wähl' ihn aus freyem Triebe.

Lukas.

Nein , dich wähl' ich , meine Liebe.

Hannchen.

Lukas , nein , dir zu gefallen ,
Dein zu seyn , bewarb ich mich.

Lukas.

Du gefielst mir , du vor allen,
Und dein Herz belohnte mich.

Beyde.

Kann sich diesen Thränengüssen
Solch ein edles Herz verschliessen?
Gnäd'ger Herr , bey unsern Zähren
Werden Sie nicht fühllos seyn.

Hanns

Hannchen] Ich hab ihm sein Herz entriſſen,

Lukas] Ich hab ihr das Herz entriſſen,

Hannchen] Das Verbrechen iſt nicht ſein.

Lukas] Das Verbrechen iſt nur mein.

Hannchen.

Ach mich rühren deine Klagen.

Lukas.

Soll dieß Kind in künft'gen Tagen

Immer leiden? immer klagen?

Immer waiſ' und troſtlos ſeyn?

Nein, nein.

Bejde.

Kann ſich dieſen — nur mein.

Lukas.

Ach gnäd'ger Herr, ich will recht gerne ſterben;
Kann ich für Hannchen nur ihr Mitleid erſt er-
werben.

O Gott! ſie kömmt gewiß bey ſolchen Schmer-
zen um.

Wie wird ſie ſich um mich, um ihre Kinder grä-
men!

Die, ſagt der böſe Mann, ich weiß doch nicht
warum?

Die Kinder würden ſich bald ihrer Eltern ſchä-
men.

Hannchen.

So ſchämen ſie ſich meines Grabes nur;

Ich werde ſie gewiß nicht überleben,

Wer wird den Säuglingen' dann Schutz und
Nahrung geben?

Ach Gott! —

Der

Der Herr d. D. beyseite.

Wie stark spricht Unschuld und Natur!

Lukas.

Ich bin der Strafe werth: ich kenne mein Ver-
gehen;

Nur Hannchen schonen Sie; und wenn man uns
denn trennt,

So nehmen Sie mich in ihr Regiment;

Wie gern will ich den Tod für Sie, für Hanns-
chen sehen!

Wird ihre Liebe mir, ihr Blick nicht mehr ge-
gönnt,

Dann acht ich nichts; mich wird vor keiner Ar-
beit grauen;

Ich will für Sie das Land, die Festung bauen.

Ich übernehm es gern, wärs auch ein schwerer
Joch.

Ach gnäd'ger Herr, ach hören sie mich doch!

Sie sehen unsre Thränen fließen,

Sie können uns gewiß Ihr Herz nicht mehr ver-
schließen.

Ich weiß, Sie denken schon von Hannchen und
von mir:

Die armen Leute sind doch Menschen, so wie wir.

Der Herr d. D. lebhaft.

Steh auf, steh auf! — (beyseite) Das spricht
mein Herz in mir! —

Gerichtsvogt, schreib er auf, was ich ihm sag';
Hannchen.

Ich bebe!

Ach Lukas!

Lu.

Lukas.

Hannchen! — Nun ist keine Rettung mehr.
Der Gerichtsvogt.

Du wirst gestraft, das sagt ich dir vorher.
Der Herr d. D.

Schreib er.

Der Gerichtsvogt.

Ja gnäd'ger Herr.

Der Herr d. D.

Schreib er — daß ich vergebe —

Wer könnte sie wohl ohne Mitleid sehn?
Ihr könnt euch ungestört einander ferner lieben,
Und niemand soll euch mehr durch Eifersucht be-
trüben.

Lukas und Hannchen auf den Knien.

Ach gnäd'ger Herr!

Der Herr d. D.

Steht auf!

Beyde.

Das Glück ist gar zu schön!

Ach gnäd'ger Herr!

Hannchen, (sie küßt dem Herrn des Dorfs die
Hand.)

Wie werd ich diese Hand verehren,
Die so viel Glück uns giebt! Nein, das vergeß ich
nie.

Verzeihn Sie! Ach mit meinen Zähren

Bened' ich — ewig segn' ich sie.

Lukas, (noch auf den Knien, er küßt die andre
Hand.)

Ja,

Ja, gnäd'ger Herr, das glauben Sie, daß wir
Nun immer für Ihr Wohl zum Himmel stehen,
Nun immer —

Der Herr d. D.

Welche Wollust ist es mir,
Solch Glück, durch mich gemacht, zu sehen!
Kommt, liebt euch ungestört.

Der Gerichtsvogt.

Ich möchte rasend werden!

Lukas.

O! so viel Huld —

Hannchen.

O! so viel Dankbarkeit —

Der Herr d. D.

Genug! — ist wohl ein schöner Glück auf Erden,
Als was Natur und Feld uns heut?

Hier herrscht die wahre Zärtlichkeit,

Hier weiß die Liebe nichts von quälenden Beschwer-
den;

Beneidet dieses Glück, ihr Könige der Erden!

Ihr Liebenden, vergeßt dieß Muster nie;

Seyd so getreu, wie er; seyd zärtlich, so wie sie.

D i v e r t i s s e m e n t .

Der Herr d. D.

Lebt, ihr unschuldvollen Herzen,

Im Genuß der Liebe reich.

Mild an Freuden, mild an Scherzen,

Ist der Gott des Glücks mit euch.

Lebt hier, von der Städte Leiden,

Von des Hofes Unruh frey,

O wie schwach sind alle Freuden,
Ist die Liebe nicht dabey.

Der Gerichtsvogt.

Nich nur muß dieß Glück betrüben;

Thor, wie sehr betriegt es dich!

Ewig sollen sie sich lieben,

Ewig quäl ich, gräm ich mich.

Nun ruf ich, um sie zu scheiden,

Trug und List umsonst herbey.

O wie schwach sind alle Freuden,

Ist die Liebe nicht dabey! (er geht ab.)

Lukas.

Was ist doch des Goldes Schimmer?

Was des Stolzes Eitelkeit?

Pracht und Reichthum geben nimmer

Unsrer Brust Zufriedenheit.

Fühllos sich in Gold zu kleiden,

Ist nur Schein und Heuchelei.

O wie schwach sind alle Freuden,

Ist die Liebe nicht dabey!

Hannchen, ans Parterre.

Nach der alten Freundschaft Sitte

Lad' ich euch zur Hochzeit ein.

Kommt, besuchet unsre Hütte.

Und sie wird ein Pallast seyn,

O wie sind wir zu beneiden,

Lockt Euch unsre Lust herbey.

Heyde, hernach alle,

Denn wie schwach sind unsre Freuden,

Seyd Ihr Freunde nicht dabey!

Du

Dubois und Gioconda,

eine corsische Erzählung.

Der zweenste Frühling kam wieder; und das französische Kriegsheer, welches der stolze Genueser wider die unbezwinglichen Corsen zu Hülfe gerufen, lag noch in unzufriedner Muße bey Fiorenzo. Der Soldat theilte seine Zeit unter die einförmigen Beschäftigungen der Wache; und seine Anführer suchten durch corsischen Wein die Langeweile des Waffenstillstandes zu versüßen.

Einer von ihnen, Dubois, ein blühender Jüngling, liebte edlere Vergnügungen. Er hatte durch eine sorgfältige Erziehung die feinsten Gemüthsgaben ausgebildet. Auch bey dem Geräusche der Waffen liebte er die Musen; und wenn er seiner Pflicht Genüge geleistet, glaubte er, ihnen seine Nebenstunden schuldig zu seyn. Diese hatten wieder einen Einfluß auf seinen Charakter. Er besaß nicht die ungezähmte Strenge oder Wildheit junger Officiere. Sein Ernst war allzeit durch Menschlichkeit gemildert. Darum liebten ihn auch alle, die ihm gehorchen mußten; und seine Vorgesetzten mußten ihn wenigstens äußerlich hochschätzen. Ja seine Kenntniß der Landessprache machte ihn unentbehrlich. Das einzige feind-

selige Gemüth seines untergebenen Officiers, des Clairet, konnte es nicht über sich gewinnen, seinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Dubois, der, so oft er von seinen Geschäften befreit war, mit einem Buche oder der Reißfeder in der Hand, aus der Besatzung in die benachbarten Gegenden schlich, wo, von Ollmettens Gebirgen, die wilde Natur, der Kastanienwald, oder die schimmernden Orangen, und die freye Aussicht in die anspielende See dem Auge immer ein neues Schauspiel eröffneten, dieser hatte sich an einem heitern Abende, von dem Gemälde der untergehenden Sonne, die das Meer und die Wolken zu vergulden schien, weit von dem Lager hinweg leiten lassen. An einer Anhöhe, worüber der Frühling einen Blumentepich ausgebreitet, saß er, und empfand jenes stille Ergößen, die reinste unter den irdischen Freuden, die Wonne, welche ein schuldloses Herz bey der Betrachtung der Schönheiten der Jahreszeit und der Größe ihres Schöpfers empfindet. „ Wie wunderbar! dachte er, ist doch die Führung der Vorsicht! Aus dem Schoose meiner Familie mußte ich zu dem Geschäfte des Kriegs gerufen, und aus der Mitte von Frankreich in diese Entfernung verschickt werden. Doch ich sehe auch hier oft angenehme Scenen, und lerne, wie weit sich die Güte des Himmels über den Erdkreis verbreitet! “

Mit diesen Gedanken ergriff er seine Rolle, und zeichnete eine angefangene Landschaft aus. Allein
von

von der vorigen Nachtwache ermüdet, und von dem süßen Duft der umstehenden Kräuter und dem Abendgesange der Vögel eingeschläfert, sank er unvermerkt in einen sanften Schlummer bey seiner ausgespannten Zeichnung nieder.

Eben dieser Gegend hatte sich, gereizt von der Jahrzeit und der Neugierde, das französische Lager zu sehen, eine junge Corsicanerin genähert. Sie tritt hervor und heftet ihre Blicke auf den schlafenden Jüngling. Seine sanfte, lächelnde Mine entdeckte die Ruhe seiner Seele; und seine lebhaft, männliche Farbe verrieth Jugend und Gesundheit. Einige Augenblicke lehnt sie sich auf ihr gewohntes Gewehr; und ihr feuriges Auge blickt unter dem Jagdhut, von dem ihre schwarzen Locken flatterten, unverwandt auf den Fremdling. Sie bückt sich still, ihn näher zu betrachten, und glaubt immer, ihn nicht genug betrachtet zu haben. Aber ihr Herz schlägt ihr stärker. Sie denkt an ihren Bruder zurück, der sie auf der Jagd verlassen, und reißt sich doch ohne Geräusch hinweg, damit er sie nicht überraschen solle. In diesem Augenblicke drängten sich tausend Gedanken in ihrem Herzen. "Ist dies nicht einer von den so verhaßten Feinden? Aber wie gefällig war doch sein Gesicht? Den könnt ich nicht hassen!" Indem sie sich wendet, stehet ihr Bruder mit drohender Mine vor ihr. Sie fällt ihm in die Arme, und möchte ihn gern von dem Ort unvermerkt ableiten. Doch der Federhut des Dubois

hatte ihn verrathen. " Ha! ruft der Corse, ein Franzos! " und fället sein Schießgewehr. In-
 deß erwacht Dubois; springt auf und zieht seinen
 Degen. Aber eben erblickt er die Corsicanerin,
 wie sie mit der einen weissen Hand, ihres Bruders
 Gewehr wegwendet, mit der andern ihn schmeich-
 elnd umfasset, und nach dem armen Dubois liebe-
 reich zurücksteht, der mehr vom Entzücken sie zu
 sehen, als von der Furcht vor ihrem Bruder ge-
 rührt, starr da steht und seinen Degen sinken
 läßt. " Ach, mein Bruder! wolltest du einem
 wehrlosen, hier schlafenden Fremdling Schaden
 thun? Dies wäre nicht Tapferkeit. Ich habe
 ihn zuerst hier gefunden. Allenfalls wäre er mein
 Gefangener. " Indes hatte der Corse des Du-
 bois Zeichnung wahrgenommen. " Nein, Gio-
 Conda! indem er sie aufrafft, ein Verräther des
 Landes muß sterben! Siehest du hier, wie er
 unsre Gegenden ausspähet, um sie mit seinen
 Gehülfen zu überfallen, die wir nicht beleidiget
 haben. " Dubois hatte sich immittelst von dem
 ersten Erstaunen erholt. " Die Großmuth dei-
 ner schönen Schwester, antwortet er schnell,
 verbindet mich, dir die Wahrheit zu sagen.
 Diese dir so verdächtige Zeichnung stellt ja die
 Seeseite und unser Lager vor. — Aber deine
 Drohungen schrecken mich nicht, so bald du edel
 genug denkst, dich gleicher Waffen wider mich zu
 bedienen. Ziehe deinen Degen! " und er erhob
 den seinigen. — " Unempfindlicher! rief ihm
 Gio-

Gioconda, und trat zwischen beyde; ich suche dich zu retten; und du willst wider meinen Bruder fechten?" Diese Worte und ihr Blick; worin Liebe und Wehmuth vermischet war, hielten den Dubois zurück; und der Corse, es mochte nun seines Gegners Muth oder seiner Schwester Fürbitte ihn erschüttern, trat nachdenkend zurück, und überließ das Gewehr seiner Schwester. Dubois wollte nicht gleich des Corsen Gefälligkeit trauen; aber die Mine, voll Sehnsucht, womit ihn Gioconda betrachtet, und ihres Bruders Edelmuth bezwang seinen Stolz. Er wirft den Degen weg. "Ich brauche ihn nicht, sagt er, als wider die Gewalt." O, könnt ich mich wider die vertheidigen, womit sie mich rühren, Gioconda! "Laß uns nicht verweilen, Schwester! sprach der Corse. Der Tag sinkt. Lebe wohl, Fremdling! indem er dem Dubois seine Zeichnung zurück gab, und sage deinen Gefährten, was vor redliche Herzen die Corsen besitzen, die sie vernichten wollen. " "Lebe wohl, mein Freund! sprach Gioconda; und wenn ich nicht zu viel für dein Leben und deine Freyheit fordere, so laß mir diese Zeichnung zur Vergeltung, und erinnere dich bisweilen, daß es in diesen Gebirgen auch empfindliche Herzen giebt. " Dem Dubois glühte sein Antlitz; das Herz pocht ihm; er reicht ihr zitternd das Blat; kaum konnte er flüchtig ihr sagen. " In diesen Augenblicken wünschte ich lieber die Freyheit oder das Leben

verloren zu haben. Ich werde sie nicht wiedersehen, Gioconda! Ach, erinnern Sie sich auch bisweilen, daß unter ihren Feinden das empfindlichste Herz für Sie schlägt. "

Der Corse hatte sich schon weggewandt, und trug die beyden Gewehre. Gioconda, an ihn gelehnt, schlich traurig nach, und sah noch oft nach dem Dubois zurück; und ward unwillig über die Eilfertigkeit ihres Bruders; und daß das Gebüsch ihr nun auch den Federhut ihres Geliebten verbarg. " Zu welcher Schwachheit du mich verleitet hast, sprach der Corse! Hätte ich den Franzosen getödtet, und den Raub unserm Feldherrn überbracht; nun würde er meinen Muth gelobt und mit der Ehrenstelle eines Anführers belohnt haben. Dann wäre ich immer weiter gestiegen, und hätte mich vielleicht dem Paoli genähert. " — " Siehest du, sprach Gioconda, die Augen auf das gezeichnete Blatt geheftet, hier am Rande; dies ist vermuthlich sein Name. Du — bois — Er hatte den meinigen auch bemerkt. Zürne nicht mein Bruder! Aber noch nie habe ich dies für einen Jüngling empfunden. Vergieb meiner Schwachheit. Ich bin genug gestraft, ich werde ihn wohl nicht wiedersehen. "

Spät in der Dämmerung kamen sie in die Burg zu ihren bekümmerten Eltern zurück, die sie schon vor verloren geachtet. Vor Freuden, ihre Gioconda wieder zu sehen, bemerkten sie nicht die Veränderung in ihrem Gemüthe; und der junge Cor-

Corse verschwieg sorgfältig die wahre Geschichte dieses Tages, um sich nicht vor seinem Vater einer Zaghaftigkeit schuldig zu machen.

Dubois war indeß in Bewunderung und Bekümmerniß verloren. Er war noch einmal die Anhöhe hinauf geklettert, und hatte seine Geliebte immer noch zu entdecken geglaubt. Aber nunmehr nöthigte ihn die Nacht nach dem Lager zu zueilen. "Könnst ich ihr nicht folgen? dacht er. Wohin gehe ich? Zu den Feinden dieser Liebenswürdigen! O! warum hat mich kein Mägdchen in meinem Vaterlande so mächtig gerührt? Und diese, die mich entzückt, mit der ich allein zu leben wünschte, ist hier in diesen feindlichen Gebirgen. Doch dies waren ja ihre letzten Worte: ich sollte es nicht vergessen, daß es auch da empfindliche Herzen gebe. Sie haßt mich also nicht. Nein, alles, was sie heute für mich gethan, überzeugt mich davon. Sie behielt meine Zeichnung. Gott! sollte dies alles vergebens geschehen seyn! O Gioconda! Gioconda!

Unter diesen Empfindungen kam Dubois ins Lager zu seinen Freunden zurück, die sich um ihn versammelten; und weil sie seine verwegenen Spaziergänge kannten, befragten sie ihn, ob er die Vorposten der Feinde erkundiget habe. Die Liebe gab ihm schnell ein Hülfsmittel ein, sich der geliebten Gegend, die er verlassen, wieder zu nähern. Er sagte ihnen, wie er sich tief ins Gebirge gewagt, und von weitem die einzelnen schwa-

chen Wachten der Corsen bemerkt habe. Er hoffe, sie mit Klugheit und weniger Mannschaft zurücktreiben, und alsdann durch ein jählingses Schrecken des Feindes, weiter ins Land eindringen zu können.

Diese Nacht überdachte er seinen Entwurf. Dies milderte seine Sehnsucht nach Gioconden, weil ihn seine Gedanken ihn näher brachten. Er beschloß, sich den kommenden Tag einige Begleitung vom General zu erbitten. Diese werde ich, dachte er, in einem Hinterhalte lassen; und dann kann ich sicherer über das benachbarte Gebirge mich wagen. Liebt sie mich wirklich, so wird sie mich vielleicht auch aufsuchen; so wird sie darenwillingen, mir einst ins Lager zu folgen. Oder wir lassen uns dann im Flecken am Fuß des Gebirges durch den Priester verbinden; und so träumte er von güldenen Scenen, bis der Tag anbrach.

Gioconda hatte diesen schon lange erwartet. Sie ließ die glückseligen Minuten des vorigen Tages wieder alle vor ihr vorübergehen. Seine Bildung war tief in ihr Herz eingeprägt. So bald es Licht ward, betrachtete sie seine Zeichnung wieder. "O, wäre es sein Bildnis, seufzte sie; und küßte den darunter stehenden Namen." Hier überraschte sie ihre zärtliche Mutter, die ihre nächtliche Seufzer unruhig gemacht. "Was bekümmert dich so, meine Gioconda! Was hältst du hier? eine Zeichnung? Du weinst, Gioconda! Mein liebstes Kind, warum zitterst du? Hast du

Geheimnisse vor deiner Mutter?" Gioconda konnte nicht reden, nur heftiger weinen. Die glühenden Lippen auf ihrer Mutter Hand geheftet, wollte sie vor ihr niedersinken. Aber mit der schmeichelnden Beredsamkeit einer Mutter lockte Donna Pascola ihrer Tochter Geheimnis ab; und mit erweichtem weiblichen Herzen versprach sie ihr, es ihrem strengen Vater nicht zu entdecken. Dieses Versprechen beruhigte auch den jungen Pascoli, welcher die Erbitterung seines Vaters gegen die Franzosen wohl kannte, Gioconda freute sich, in ihrer Mutter eine Vertraute zu finden, der sie ihre Empfindungen sagen konnte. Dies machte sie den Mittag über so munter, daß der alte Pascoli keinen Verdacht schöpfte. Er hörte vielmehr von seinem Sohne die Beschreibung des französischen Lagers aufmerksam an; erzählte die vorigen Kriege; ermunterte den Sohn, ferner fleißig die Gebirge zu durchwandern, und alle Bewegungen der Feinde auszuspähen. Dadurch hoffte er dem Paoli, dem Oberhaupte der Nation, sich gefällig zu machen. Aber Gioconda beschloß, diese Gelegenheit nicht ungebraucht zu lassen und ihren Bruder zu begleiten. "Dürfte ich doch, sagte sie schmeichelnd zu ihrem Vater, meinem Bruder folgen! Habe ich nicht auch Muth und Vorsicht von Ihnen geerbt?" "Ach, seufzte der alte Pascoli, wer weiß, müßt ihr nicht bald alle mit uns fürs Vaterland streiten! O Gott! laß mich nicht seinen Untergang überleben!"

Nach dem Mittagessen suchte Gioconda so gleich ihr Jagdkleid. Aber diesmal zierte sie mit einem Strauß von Orangenblüthen ihren männlichen Hut. Sie sucht ihren Bruder auf, der, von des Vaters Ermunterung gereizt, schon vor Begierde brannte, die Feinde zu schwächen. "Laß mich, sagte er, meiner Bestimmung und dem Rufe zur Ehre folgen; und störe mich nicht mit deinen weiblichen Thorheiten." Aber Gioconda stellte ihm vor: der junge Franzos habe ihr von ihrer beyderseitigen Gefälligkeit gerührt zu seyn geschienen. Vielleicht fänden sie ihn in der bekannten Gegend wieder; und wenn er eben so viel für sie, als sie für ihn, empfände; so wollten sie es versuchen, ob sie von ihm die ganze Beschaffenheit des feindlichen Kriegsheers erfahren könnten. Unter diesen Vorstellungen bewog sie den jungen Paseoli wieder mit ihr zu gehen.

Die corsischen Truppen hatten die Burg, weil sie Fiorenzo zu nahe gelegen, verlassen, und sich tiefer ins Gebirge gezogen. Aber die Franzosen kannten das dazwischen liegende Gebirge noch zu wenig, um dies zu bemerken. Gioconda konnte daher ungestört mit ihrem Bruder sich hinauswagen; und sie beobachtete die Zeit, da sie der wachsamem Mutter entgieng.

Unterdeß hatte Dubois von seinem Vorgesetzten einige Mannschaft erhalten, und, sorgfältig gekleidet, am Fuß des Gebirges sich begeben. Hinter einem Gebüsche ließ er sie mit dem Befehle zurück,

rück, auf den ersten Schuß hervorzuweichen. Er kletterte den Berg mit vor sich gefehrtem Gewehre und entblößtem Degen hinauf; und glaubte schon seine Geliebte wiederzusehen. Er war lange umhergestreift, als er sie gewiß zu bemerken glaubte. Er warf sein Gewehr hinter sich, und eilte ihr begierig entgegen. Er hatte sich nicht geirret. Gioconda gieng schneller als ihr Bruder. Aber, da sie ihn sah, kehrte sie mit niedergeschlagenem Auge wieder nach diesem zurück. Des Dubois schimmernder, kriegerischer Anzug erhöhte sein Ansehn noch mehr. Das Feuer seiner Augen, worinn sein ganzes sehnsuchtsvolles Herz sich mahlte, verschönerte ihn noch in den andern. Dubois bückte sich ehrerbietig vor ihnen. "Meine großmüthigen Freunde! sagte er, sie haben mir gestern diese Gegenden so merkwürdig gemacht, daß ich sie nun täglich mit Vergnügen aufsuchen werde. O, möchten sie, wendete er sich zu Gioconda, in eben diesen Gefinnungen hergekommen seyn! — "Aber zu Freunden kommt man nicht so bewafnet, sagte Gioconda lächelnd." — "Mein Herz verabscheut diese Waffen, antwortete Dubois, seit dem Augenblicke, da ich sie kennen gelernt." Dies erregte bey dem jungen Paseoli die Hoffnung, von ihm die Stärke oder Schwäche der Feinde zu erfahren. "Wir kommen auch friedfertig wieder, sagte er. Ihre edle Bildung verspricht uns, daß sie unser Vertrauen nicht misbrauchen werden. Kann es nicht

nicht oft, auch unter zwo feindlichen Armeen, Freunde geben? Ihre Denkungsart scheint mit der unsrigen übereinzustimmen? — "Ich schmeichle mir dadurch ihrer Freundschaft würdig zu werden, versetzte Dubois, unsre gestrige Zusammenkunft ist so wunderbar, daß die Vorsicht uns für einander bestimmt zu haben scheint. Ich biete ihnen meine Freundschaft an; und sie umarmten einander." Eine Freudenthräne blizte in Giocondens Auge. "Und ich soll nicht in diese Freundschaft eingeschlossen werden? Wem habt ihr beyde denn dies Vergnügen zu verdanken, als mir, der ich Sie, Dubois, zuerst entdeckt habe? Dubois küßte ihr zärtlich die Hand. "Könnten Sie in meinem Herzen lesen, Gioconda, Sie würden mehr als Freundschaft darinnen finden. Meine ganze Seele ist Ihnen gewidmet. Seit gestern ist mir mein Vaterland und mein Kriegsheer, alles ist mir gleichgültig; mein Leben wird nicht lange dauern, wenn ich es im Dienste wider Ihr Vaterland zubringen soll." — "O, Sie verrathen das Ihrige, erwiederte Gioconda, man hat mir wohl erzählt, daß es der Sitz der Schmeichelen wäre." — "Es ist hier wohl nicht der Ort der Verstellung, antwortete Dubois; hier, wo ich vielleicht von meinen Feinden beobachtet werde, wenn es auch nicht wider meine Denkungsart wäre, zu schmeicheln. Ich betheure Ihnen, denen ich mein Leben schuldig bin, und denen ich es ist wieder anvertraue, daß

ich

ich noch nie einen so glücklichen Augenblick erlebt habe, als diesen, da ich Sie, Gioconda, gesehen: und daß ich dies für keine Schöne meines Vaterlandes empfunden, was ich für Sie empfinde! Gioconda lächelte ihm dankbar zu, und erröthete. Sie bewog den Dubois mit ihnen weiter hinab in ein angenehmes Thal zu gehen. Er stand erst bey sich an, ob er seinen Führer trauen sollte. Aber der süsse Hang seiner Geliebten zu folgen, und die Verabredung mit seinen Gefährten beruhigte ihn wieder. Sie sagten sich an einen beblühten Hügel, und Dubois ward unvermerkt von seinen schlaunen Gesellschaftern verleitet, das französische Lager zu beschreiben. Er vergaß nicht die feinen Sitten seiner Landsleute zugleich zu schildern; und er bemerkte mit Vergnügen, welchen Eindruck diese Schilderung auf Giocondens Herz machte. „Aber nun wünschte ich auch ihr Vaterland kennen zu lernen, sagte sie mit einer liebenswürdigen Ungeduld. Diese Frage entzückte den Dubois. „Nichts würde mir darinnen fehlen, wenn ich Sie da sehen sollte,“ antwortete er. Die Begierde, es ihr angenehm zu machen, verschönerte seine Beschreibungen. Besonders vergnügte sie das Gemälde der Hauptstadt; und sie konnte den Wunsch nicht unterdrücken, ein so reizendes Land zu sehen. Der Abend überfiel unsere Gesellschaft. Pascoli, ungeduldig, seinem Vater die verlangten Nachrichten von dem feind-

li

lichen Lager mitzutheilen, unterbrach das Gespräch, welches ihn nun nicht mehr interessirte. Seine Schwester konnte ihre Unruhe, sich von dem angenehmen Fremdlinge zu trennen, nicht verbergen. Sie sah ihn lange unverwandt an, als wenn sie ihn das letztemal sehen sollte. Endlich nimmt sie den Blumenstraus von ihrem Hute. "Ich bin Ihnen, sagte sie, noch meine Erkenntlichkeit für das schöne Geschenk schuldig, das Sie mir gestern mit Ihrer Zeichnung machten. Nehmen Sie hier diese Blumen; aber schließen Sie nicht von ihrer Vergänglichkeit auf mein Andenken." Dubois küßte ihr feurig die Hand. Sie kehrte noch einmal ihre thränenvollen Blicke nach ihm; und eilte mit ihrem Bruder ins Gebüsch. Dubois stand in einer süßen Betäubung da. Die Freude, sie gesehen zu haben, und die holde Vermuthung, sich geliebt zu wissen, milderte die Bekümmernis über ihre Trennung. Aber nun bedachte er erst, daß er keine zweite Zusammenkunft mit ihr verabredet; und den folgenden Morgen mußte ihn die Reihe der Wache treffen. Allein er durfte nun nicht länger verweilen, zu seinen Gefährten zurück zu kehren, die ihn mit der äusersten Ungeduld und Besorgnis erwarteten. Um sich nicht verdächtig zu machen, ersichtete er ihnen, wie er einen jungen unbewasneten Corsen gefunden, und durch Drohungen von ihm erfahren, daß der nächste Platz ohne Bedeckung wäre. Dieses hatte er aus einigen Worten

der

der Gioconda geschlossen, die ihn wegen seiner Furcht für ihren Landsleuten beruhigen wollte.

Mit dieser Nachricht unterhielt das kleine Detachement diesen Abend über, das französische Lager; und der General, so wenig er auch aus Stolz den Dubois lieben konnte, beschloß doch, ihn wieder zur Erkundigung eines Landes, das ihm so fremd war, auszuschicken. Der mißgünstige Clairret bemerkte diese Gelegenheit, sich berühmt zu machen, und wollte sie nicht dem Dubois alleine gönnen. Er suchte den folgenden Tag den General zu bewegen, ihn zugleich nebst einiger Mannschaft dem Dubois zur Bedeckung mitzugeben, um sich des nächsten Fleckens zu bemächtigern.

Eine ähnliche Eroberungsbegierde belebte indeß die beyden Pascoli. Der Sohn hatte sich nicht überwinden können, das Geheimnis seiner Schwester länger zu verschweigen; und die Hofnung, seinen Feinden Abbruch zu thun, verhinderte den alten Corsen, die Schwachheit seiner Tochter sehr strafbar zu finden. Selbst die Beschreibung, die ihm der junge Pascoli von des Dubois seinen Sitten und edler Gemüthsart machte, ja seine Zeichnung vergnügte den Alten. Er erinnerte sich, ehemals in Genua mit Franzosen bekannt gewesen zu seyn; und erzählte den Abend hindurch die Geschichten seiner Jugend.

Giocondens Herz bestürmten indeß andere Leidenschaften. Das Bild ihres Dubois begleit

tete sie überall. Sie schüttete ihre Sorgen in den Schoos ihrer Mutter, ihrer einzigen Freundin, aus. Alles, was Dubois gesagt, ward sorgfältig wieder erzählt und erhoben. Sie suchte mit allen Schmeichelen der kindlichen Zärtlichkeit ihre Mutter für ihren Freund einzunehmen. "Ach, wenn er mich auch so liebte, wenn er gestreu wäre, würdet ihr nicht, meine liebste Mutter" — Seufzer hielten das übrige zurück. Donna Pascola bemühte sich, ihr Kind zu beruhigen; aber sie mischte auch weislich Warnungen für die Flüchtigkeit der Jünglinge unter ihre süßen Reden.

Jeder Theil brachte die Nacht mit Entwürfen zu. "Dies soll die Probe seiner Treue seyn, dachte Gioconda. Wir haben gestern bey unserm Abschiede keine neue Zusammenkunft verabredet. Liebt er mich wirklich; so wird er mich von selbst auffuchen. Aber wenn wir uns nun in den Irwegen der Gebirge nicht begegnen? Wie gern möchte ich doch einmal, ohne meinen beschwerlichen Bruder, sein ganzes Herz entdecken, und mein ganzes Herz gegen ihn austreden!" Auf der andern Seite beschloß der junge Pascoli, mit dem dämmernden Tage zu der nächsten Besatzung zu gehen, und ihnen seine Kenntnisse von dem feindlichen Lager mitzutheilen. Nur Dubois konnte keinen Anschlag finden, am folgenden Tage wieder zu seiner Gioconda zu kommen, oder sie von seiner Verhinderung zu benachrichtigen. Er

wünscht

wünschte nicht weniger als sie, einmal alleine sie zu finden. Er schmeichelte sich, von ihr geliebt zu seyn; aber er hoffte nicht, sie bewegen zu können, ihm bis ins Lager zu folgen. Diese süßen Bekümmernisse beschäftigten ihn noch, da der lang erwartete Morgen anbrach.

Runmehr mußte er unwillig seinen Posten beziehen. Der junge Pascoli eilte der nächsten Besatzung, und Gioconda, von Heiterkeit und Jugend schön wie der Tag, ihrer geliebten Gegend zu. Sie hatte die zärtliche Mutter bewogen, ihr zu folgen. "Ich will euch den lebenswürdigen Jüngling kennen lernen. Ach, wenn ihr ihn wie mich lieben könntet!" Sie irrten lange an dem Gebirge umher, wo sie gestern ihn verlassen; aber umsonst. Traurig schlich Gioconda zurück, und dachte ihrem Schicksale nach. "Doch, warum bin ich auch am Morgen herausgegangen. Dieß ist gewiß die Zeit seiner Geschäfte. Auf den Nachmittag werde ich glücklicher seyn."

So bald ihr Bruder zurückkam, erzählte sie ihm ihr Schicksal; und bewog ihn leicht, sie den Nachmittag zu begleiten. Die Begierde, seinen geheimen Entwurf auszuführen, belebte ihn. Aber auch diesmal suchten sie den Dubois vergebens, der den langen Tag hindurch auf seiner fernen Wache tiefbekümmert stand, und nur an den Blumen seiner Geliebten sich vergnügte. Pascoli ward unwillig den Dubois nicht zu fin-

den, von dem er gern mehr Nachrichten eingezo-
gen, und blieb bis in die Dämmerung. Giocon-
da verweilte gern bey ihm, und durchwanderte
mit ihren Vöckeln die Gegend. Aber nun mußten
sie zurückgehen. " Der falsche Freund! dachte sie,
wer weiß, welches französische Mägdchen ihn zu-
rückhält. Wenn er ja in diese Gegend wieder-
kömmt, so soll ihn das Andenken des treuesten
Mägdchens kränken: " und indem ließ sie unver-
merkt eine Perlschnur von ihrem Halse auf die
Stelle, wo sie gestern gefessen, niederfallen, und
folgte ihrem Bruder.

Der Kummer über ihren vermeintlich treulo-
sen Freund ließ sie keine Ruhe finden. Indeß
beschloß sie, nicht wieder hinaus zu gehen, bis
sie etwas von ihm entführe; und dieser Entschluß
dauerte doch bis zum folgenden Mittag.

Dubois hatte diesen nicht erwarten können.
So bald es sein Dienst ihm erlaubte, hatte er
sich allein, von der Liebe gesichert, ins Gebirge
gewagt, und durchstreifte alle Durchgänge. Sein
Herz leitete ihn bald zu dem Abhange, wo er
Gioconden das letztmal gesehen. Aber er sah
sie nicht. Er saß lange betäubt da: glaubte oft
sie zu sehen; redete sie an; rufte dem Widerhall
ihren Namen. — " Sie will mich nicht wieder-
sehen; sie hat also gestern mich nicht erwartet —
Doch, was ist dies hier? — Eine Perlschnur!
Ist's nicht die ihrige? — O, geliebtes Band!
möchte ich wie du an dem Halse meines Mägd-
chens

chens hangen! und küßte es unaufhörlich. — Aber warum ist dies hier gelassen? Gioconda! meine geliebte Gioconda! sollte dies das Zeichen seyn, daß du gestern hier gewesen, daß du mich aufgesucht, daß du mich vergebens erwartest? “

In dieser süßen Entzückung verweilte er bis zum Nachmittag, da er doch das Lager wieder besuchen mußte, um dann gegen den Abend sich hinwegstehlen zu können. “ Aber, sagte er, ich sollte auch Gioconden zeigen, wie sehnlich ich sie hier erwartet. “ Er schrieb flüchtig einige Zeilen in seine Schreibtafel und legte sie an die Stelle der Perlen.

Eine geheime Ahndung schien Gioconden wieder in diese Gegend, die ihr nun die schönste war, zu rufen. Der Morgen war ihr unaufhörlich lang vorgekommen; sie konnte nicht eilfertig genug von ihren Eltern sich trennen; denn ihr Bruder war wieder bey der benachbarten Besatzung. Sie entgieng der wachsamem Besorgnis der Mutter, nahm ihre gewöhnlichen Waffen mit sich, und eilte der geliebten Gegend zu. Je mehr sie sich ihr näherte, schien ihr Unwille über Dubois Gleichgiltigkeit sich zu vermindern. Sie suchte sogleich ihre Perlenschnur wieder auf, und fand erstaunt die Veränderung. “ Nein, er ist nicht ungetreu, rief sie. Er ist hier gewesen. Nur ich habe ihn verfehlt. Verzeihe mir meine Uebereilung, Dubois! Aber was wird mir dieses Blatt sagen?

Werde ich auch alles entziffern können? " Meine Perlenkette, sagt er mir, ist in den Händen dessen, den einen langen Tag der Entfernung und des Dienstes hindurch, nur mein Blumenstrauß vergnügt hat. So bald es ihm seine Pflicht erlaubte, ist er hier gewesen; er wünscht bald von keiner höhern Pflicht zu wissen, als der, für mich zu leben. Er wird mir noch heute das geliebte Pfand meines Andenkens wieder einhändigen Dubois. "

Sie hatte noch oft diese Schrift überlesen, und immer mehr darinn zu finden geglaubt; Sie war schon oft auf die Höhe gestiegen, und hatte nach dem Wege gesehen, woher er kommen mußte; als sie ihn auf einmal zu ihren Füßen sah. Die plötzliche Freude, oder die natürliche Sittsamkeit hielt sie ab, ihn zu umarmen. " Meine Gioconda! unterbrach er endlich das süße Schweigen. Darf ich so Sie nennen? Aber, wenn Sie meine Sehnsucht, mit der ich mich gestern zu Ihnen gewünscht, und heute Sie erwartet, wenn Sie mein Verlangen, Ihnen mein ganzes Herz zu entdecken, in meinen Augen lesen könnten; so würden Sie nicht zürnen, daß Sie mich gestern hier nicht gefunden. " — Mein Herz entschuldigt Sie gern, Dubois. Ich hoffe, daß ich es nie bereuen werde. " — " Mein Wunsch, Gioconda, indem er sich neben sie setzte, und mein Entschluß ist, daß wir künftig nichts, als den gestrigen Tag, den wir verloren, bereuen
soll

sollen. Sie kennen mich erst seit wenig Tagen. Aber wenn Sie meinem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen ; so beurtheilen Sie es nach dem Ihrigen. Ich will Ihnen nicht die Aufrichtigkeit meiner Neigung betheuren, Gioconda ! Niemand ist hier zugegen , als der große unsichtbare Zeuge aller unserer Handlungen. Vor diesem schwöre ich Ihnen , daß ich außer jetzt noch niemals so geliebt und niemals so lieben werde. Ein süßer Hang überzeugt mich , daß Sie für mich bestimmt gewesen. Welche Wonne würde mein Leben seyn , wenn ich es an Ihrer Seite zubringen könnte ! “ — “ Bald machen Sie mich stolz , Dubois , antwortete Gioconda , und drückte ihm zärtlich die Hand. “ “ Ich sollte Ihr Leben Ihnen versüßen können ? Wie leicht würde mir da die so erhabene Pflicht , seinen Feinden Gutes zu thun ! “ — “ Ihren Feinden , Gioconda ? Ach wollten Sie mir nicht angehören , wenn ich mein Leben ganz Ihnen widmete ; wena ich mein Glück mit Ihnen theilte ? “ — “ Dubois , Sie haben mein Herz überrascht. Ich gestehe es Ihnen gern , daß ich Sie , nur Sie liebe. Ich fühle es , daß ich ohne Ihnen schwerlich werde leben können. Ihr Umgang hat unendlichen Reiz für mich , und ihre Empfindungen stimmen mit den meinigen. Aber sehen Sie , Dubois , hier über dieses Gebüsch hin , in jener Gegend wohnt ein zärtlich geliebtes Paar , dem ich alles zu verdanken habe , und dem ich in

allem folgen werde. O! möchten Sie meinen Vater, den ehrwürdigen Greis und meine gütige Mutter kennen! Wie würde sie Dubois mit mir lieben! Wenn diese meine Liebe für Sie nicht billigen — und wie können sie dies? — Ach, ich wage mich vielleicht in Irrwege. Nein, Dubois, vergessen Sie meine Zärtlichkeit, vergessen Sie die Ihrige gegen mich. Lassen Sie uns, so lange noch der Stillstand dauert, die Freude genießen, uns oft zu sehen. Aber rechnen Sie nicht auf meine Ergebung, so lange ich in meinem Freunde noch den Feind meines Vaterlandes sehen muß.“ — “Grausame, sagte Dubois; ich der Feind ihres Vaterlandes? da ich mich hier der Gefahr des Lebens aussetze, um Sie zu sehen?“ — “Sie sollen sogleich von aller Gefahr befreit seyn, Dubois, wenn sie mit mir kommen. Ich werde sie meinem Vater vorstellen. Ich will ihn auf den Knien um seine Freundschaft für Sie bitten. Meine Eltern kennen Sie schon aus meines Bruders Schilderung. Sie werden sie leicht gewinnen. Sie werden als ihr Sohn geliebt werden. O, welche glückliche Familie würden wir ausmachen!“ — “Wie? ich, ein Treuloser, sollte glücklich seyn können, Gioconda? und indeß würden meine Mitbrüder meine Untreue verwünschen, oder meiner Schwachheit spotten. Sie hingegen sind durch keine so unauflöselichen Bande an Ihr väterliches Haus geheftet, das Sie doch einmal — ach! vielleicht

um eines glücklichern, aber nicht um eines edlern willen — verlassen werden. Ist es gewiß, was Sie mir so liebevoll versichern, daß ich Ihnen nicht mißfalle, warum sollten Sie mir nicht vielmehr zu meinen Gefährten und Freunden folgen können. — Errothen Sie nicht über diesen Antrag. Unten am Fuß des Gebirges wohnt der Priester des Fleckens, der unsre Verbindung am Altare heiligen sollte. Dann würde ich Sie im Triumph in mein Lager einführen. Von allen Seiten höre ich schon Glückwünschungen. Käme dann, wie wir hoffen, bald ein völliger Vergleich unter unsern beyderseitigen Landesleuten zu Stande; dann, meine vortrefliche, meine geliebte Gioconda! dann würden wir Ihre und auch meine Eltern mit Entzücken wiedersehen, und mit ihnen ausgesöhnt in die reizenden Gegenden meines Vaterlandes zurückreisen, das Ihnen in meiner Beschreibung gefallen hat.“ — “Dies ist ein süßer Traum, sagte Gioconda, womit Sie mich täuschen wollen. Also können Sie mir nicht folgen?“ und stand ungestüm auf — “Ich folge meiner Pflicht; aber mein Geist begleitet Sie.“ — “Es war also Schmeicheley, was Sie mir heute geschrieben, daß Sie von keiner höhern Pflicht wissen wollten, als der, für mich zu leben.“ — “Es war ein Wunsch, den ich nie wieder rufen werde, so bald ich ihn erfüllen kann.“ — “Sie können es gleich iht, sagte Gioconda, und nahm ihn bey der Hand“ — “Unempfindlicher!

du willst also meine Bitten und meine Thränen nicht achten?“ — „Ungerechte! könnten Sie einen Verräther seines Vaterlandes lieben?“ Gioconda war einige Schritte fortgegangen — „Lebe wohl Dubois, rufte sie zurück“ — „Ich wohl leben, ohne Gioconden? und mit ihr, ohne rechtschaffen zu seyn? Gott! in welche Bekümmernis habe ich mich gestürzt!“ — „Nun, ich gebe Ihnen noch bis morgen Bedenkzeit, sprach Gioconda, ob Sie mich oder Ihr Vaterland vorziehen. Ich fühle es, wie viel ich mit Ihnen verlieren würde. Aber Sie können ruhiger mit mir in meines Vaters Haus, als ich in Ihr wildes Lager gehen! Ein verlaufenes Mägdchen wäre wohl werth, Ihre Gattinn zu heißen; und dieser theure Name ist es, den ich ganz verdienen will.“ Sie reichte ihm noch liebevoll ihre weiße Hand. Er küßte sie, und sah sie sehnsuchtsvoll an. Sie verstand ihn; und unvermerkt sank ihr Mund auf den seinigen. Lange blieben sie in dieser süßen Betäubung, bis sie sich von ihm riß, und der bescheidene Dubois nach seinem Lager zugieng.

Noch nie war er so bekümmert zurückgegangen. Selbst die Gewißheit, daß ihn Gioconda liebte, beruhigte ihn nicht. „Soll ich sie nicht anders, als mit dem Verluste meiner Freyheit; was sage ich? meiner Ehre besitzen? Aber, sie liebt mich nicht; würde sie mir nicht ins Lager gefolgt seyn? Doch fordre ich nicht auch zu viel von

Gioconden? Sie soll ihr Vaterland, die Urheber ihres Lebens, ihre Gespielen verlassen. Für wen? Für einen Fremdling? der ihr seit einigen Tagen seine Liebe versichert. Und für sie, der ich mein Leben zu danken habe, sollte ich nicht ein müßiges Lager, undankbare, misgünstige Gefährten verlassen können? — Aber es sind meine Gefährten — ich Unbesonnener! kann ich meine Pflichten so bald vergessen. Hinweg mit dir, trüber Gedanke. Störe nicht die Heiterkeit meiner Seele! Doch, wie kann meine Seele heiter bleiben, wenn ich Gioconden nicht erhalte? Gott! warum mußte die reinste Liebe meiner Tugend so gefährlich werden? "

Von diesen Gedanken bestürzt kam Dubois ins Lager. Clairret hatte immittelst die Erlaubnis von dem General erhalten, den folgenden Tag mit dem Dubois und einiger Mannschaft die Gegenden, welche dieser bisher besucht, näher in Augenschein zu nehmen. Dubois erhielt eben den Befehl; aber er verrieth nicht dabey das Vergnügen, welches dieser ihm verursachen sollte. Er war zu sehr von den Gedanken an seine Gioconda eingenommen; und nur die Stille der Nacht und die wachsame Liebe gab ihm einen Anschlag ein, der ihn wieder einigermaßen beruhigte. Er war versichert, daß er Gioconden an dem gewohnten Orte ihrer Zusammenkunft finden würde. Wenn sie auch in Gesellschaft ihres Bruders käme; so durfte er doch nur seinem Gefolge

zurufen, um sich ihrer zu bemächtigen, und sie ins Lager zu führen. Die Liebe, die er an ihr bemerkt, hofte er, würde diese kleine Gewaltthätigkeit endlich entschuldigen. Sie würde ihr Vaterland vergessen lernen, und ihn glücklich machen.

Gioconda ward indeß von andern Bekümmernissen gequält. Nicht nur des Dubois Abneigung, ihr zu folgen, erweckten ihrer Liebe Zweifel; auch die Unmöglichkeit, ihr Glück mit dem seinigem zu verbinden, machte ihr Unruhe. Ueberdies war ihr Vater diesen Abend über ihre lange Entfernung sehr unzufrieden. Er machte ihr Vorwürfe, die ihre Zärtlichkeit und Tugend beleidigten. Sie weinte; ihre Mutter suchte sie zu entschuldigen. Aber der Alte bestand darauf, daß sie nicht wieder sich so weit vom Hause entfernen sollte.

Ihr Bruder war immittelst bey der nächstgelegenen Besatzung, für die überbrachten Nachrichten von den Feinden, sehr gefällig aufgenommen, und zum Anführer eines Detachements ernannt worden. Man überließ ihm davon Gebrauch zu machen, um die Bewegungen des Feindes auszuspähen, oder ihnen Abbruch zu thun. Paskoli beschloß, den folgenden Morgen mit seinem kleinen Kriegsheere, stolz, wie ein junger Feldherr, nach der Burg, wo sein Vater wohnte, vorzurücken, diese zu besetzen, und dann vielleicht mit Hülfe seiner Schwester den franzö-

fischen Fremdling aufzuheben, und einen Versuch wider den Feind zu wagen. Er theilte daher sein Detachement, als er den Morgen drauff bey bey der Burg mit ihnen anlangte. Die Hälfte blieb ohnweit derselben. Die andern führte er an den Ort, wohin Dubois zu kommen pflegte. Er selbst kehrte zu den erstern zurück. Niemand als sein Vater erfuhr sein Geheimniß; selbst seine bekümmerte Schwester nicht. Sie klagte ihm den strengen Befehl des Alten, der sie verhinderte, ihren Dubois diesen Nachmittag wieder zu sehen, eben da es entschieden werden sollte, ob er sie zärtlich genug liebe, um ihr zu folgen.

Dieser war unterdeß mit seinem Gefolge und dem Clairvet bereits am Fuß des Gebirges gekommen, wo er vorhin seine Gefährten im Hinterhalt gelassen. Eben dies rieth er auch diesmal an. Nur den Clairvet konnte er nicht bewegen, zurück zu bleiben. Misgunst und Ehrsucht machten ihn herzhast genug, sich mit dem Dubois ins Gebüsch zu wagen. Sie waren lange schon umhergeschweift; denn Dubois vermied mit Fleiß die ihm bekanntern Wege, und glaubte den Clairvet zu ermüden. Aber eben dieses Umherschweifen, wobey sie von Anhöhen im Thale bemerkt werden konnten; und vielleicht ihr Geräusch hatte sie verrathen. Auf einmal, als sie aus einem Gebüsch hervortreten, sehen sie sich von Corsen umringt. Dubois überließ schnell

ihre Gesichter, und da er nicht den Pascoli fand, drückt er sein Gewehr loß, doch vergebens. Sogleich stürzten sich die Corsen über ihn und den Clairet, der den Degen gezogen, her; und beyde würden der Raub ihrer Wuth geworden seyn, wenn nicht Dubois den Pascoli genannt und nach ihm gerufen. Auf diesen Namen halten sie ein. Dubois verlangt ihn vor ihm zu bringen, und Clairet bittet wehmüthig um sein Leben. Die Corsen entwafnen sie, und schleppen hohnlächelnd den erbitterten Dubois und den verzagten Clairet mit sich fort. Aber durch den Schuß war der Hinterhalt von beyden Parteien aufgefördert worden. Der junge Pascoli kam mit den Seinigen zuerst an, eben da die Corsen den Dubois ums Leben zu bringen drohten, weil er ihnen die Ursache, warum er nach ihrem Anführer gefragt, nicht entdecken wollte: "Ha! Dubois, rief Pascoli. Wie? seyd ihr mein Gefangener? — Laßt ihn loß;" und die Corsen traten zurück. "Aber wer ist dieser hier?" — "Es ist mein Freund, antwortete Dubois trozig; und wir glaubten nicht unter Mörder beim Stillstande zu fallen." Pascoli wollte eben diesen Vorwurf beantworten, als des Dubois Begleiter auch aus dem Gebüsch hervorkamen. Die Corsen gaben sogleich Feuer. Dubois griff nach des Pascoli Degen, und wehrte sich muthig. Aber die Menge der Corsen gewann gar bald die Oberhand. Die meisten der Franzosen wurden gefangen

gen genommen; einer blieb getödtet; es war Bonnet, Clairets Vertrauter; und ein einziger, der nicht nahe genug gewesen, konnte noch davon kommen, um die unangenehme Nachricht ins Lager zu bringen.

Pascoli eilte im Triumph mit seinen Gefangenen der Burg zu. Er führte den knirschenden Dubois, und suchte ihn zu beruhigen. Aber dieser antwortete nicht, als mit wilden Blicken und einem drohenden Ernst. Clairret ward fester gehalten, und konnte von seinem Erstaunen über des Dubois Bekanntschaft mit Pascoli noch nicht zurückkommen; und sie wurden auch bald ganz von einander getrennt. Pascoli führte den Dubois dem väterlichen Hause zu, und befahl, den Clairret nebst den übrigen Gefangenen der Besatzung auszuliefern. Dubois kehrte sich noch einmal nach dem ächzenden Clairret. "Verdammet mich nicht, Clairret, ich bin unschuldig, aber nicht minder elend." Mehr konnte er nicht sagen. Sein Herz schlug ihm immer stärker, je näher sie Giocondens Wohnung kamen. Der Kummer über sein und seiner Brüder Schicksal, und die freudige Hoffnung, Gioconden wieder zu sehen, theilten sein Herz. Pascoli führte ihn stillschweigend vor seinen Vater. Dubois bezeugte sich nicht sklavisch vor ihm. Sein edler Anstand, nebst seiner einnehmenden Mine gefielen dem Alten. Er empfing ihn liebevoll, und versprach, ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern.

Er entschuldigte sogar seinen Sohn, daß er einem so achtungswürdigen Mann als Feind habe begegnen müssen; und er kam bald auf den Wunsch, daß seine Landsleute mit den seinigen Freunde werden möchten. Indem trat Gioconda mit ihrer Mutter herein. Das Erstaunen, den Dubois hier zu sehen, machte sie sprachlos. Lange sahen sich die beyden Liebenden mit einer sanften Bestürzung stillschweigend an. „Ach, dies ist er, wandte sie sich endlich zu ihrem Vater, und fiel zu seinem Füßen; dies ist er, der liebenswürdige Fremdling, von dem wir Ihnen neulich erzählten, mein Vater! könnten Sie ihn wohl hassen! Dies ist unmöglich — Aber Dubois! Sie sagen mir nichts? Mich wollten Sie gestern nicht hierher begleiten; und meinem Bruder sind Sie gefolgt?“ — Sie wußte nicht, was vorgegangen war — „Ich wünschte, daß ich nicht lebend hierher gebracht wäre;“ antwortete Dubois. Gioconda erblaßte über diese Worte. Der junge Pascoli entdeckte ihr die Begebenheit; und seine Eltern bemühten sich, den Dubois zu beruhigen. Aber lange vergebens. Tausend Bekümmernisse beklemmten sein Herz; und in den ersten Tagen vermied er selbst Giocondens Umgang. Seine Schwermuth erweckte ihm das Mitleiden ihrer Mutter; und sein Ernst und verständiges Gespräch die Achtung des alten Pascoli. Aber die Gefälligkeit, womit sich die Familie bestrebte, ihm seinen Aufenthalt angenehmer zu

machen; und die sichtbare Freunde, die er an Gioconden über seine Gegenwart bemerkte, mußte ihr sein Herz gewinnen. Er sah, wie sie oft ihren Bruder umarmte, und ihm dankte, daß er ihr den Dubois geschenkt; und ihn bat, für seine Mitgefangene zu sorgen. Der Verstorbene ward auf ihre Veranlassung mit Anstand beerdiget; und sie vergaß nichts, was dem Dubois gefällig seyn konnte, selbst die Achtung für seine Bekümmernis nicht, die sie durch ihr Stillschweigen und ihre Geduld bewies. Der Gefangene war nun vielmehr der Liebling, für den das ganze Haus Achtung hatte. Nach einigen Tagen, als sein Schmerz etwas gemildert worden, machte sie sich den Augenblick, da er allein war, zu Nuze. "Dubois, sagte sie, die Schickung, wodurch Sie hierher gekommen sind, ist so wunderbar, daß Sie sie längst als ein Werk der Vorsicht hätten betrachten und nichts bis jetzt darüber klagen sollen, was vielleicht der einzige Weg zu unserm gemeinschaftlichen Glücke war. Verzeihen Sie mir diesen kleinen Stolz, daß ich Ihr Glück in dem meinigen zu finden glaube. Aber haben Sie mir nicht bey unsrer letzten Zusammenkunft in dem geliebten Thale selbst versichert, daß Sie einmal mit mir zu meinen Eltern zu kommen und ihren Segen zu unsrer Liebe zu erbitten wünschten. Haben Sie dies so bald vergessen können? Ist sind Sie bey ihnen. Heitern sie sich auf, mein Freund! und lassen Sie mich die

Freude ganz empfinden, Sie hier zu wissen. " Sie trat näher, und legte seine Hand in die ihrige. Er sah sie wehmüthig an; und stille Thränen flossen auf sein Gesicht. " Kann ich wohl noch Freude empfinden, nachdem ich durch meine Schuld meine Gefährten ins Unglück und in die Gefangenschaft gestürzt habe. Bonnet ist darüber umgekommen; und der unschuldige Clairret wird statt meiner leiden. Ich Unbesonnener, wagte mich aus Verlangen, Sie zu sehen, und vergaß Vaterland und Pflicht. Was werden meine Mitbrüder im Lager indeß von mir sagen? Werden sie mich treulos, oder nur unglücklich nennen? " — Es beruht ja, mein Dubois, unser wahrer Ruhm nicht auf den Urtheilen der Menschen. Können Sie sich wohl einer Treulosigkeit beschuldigen; da Sie nur aus Treue für mich, und nicht um die Ihrigen zu verrathen, das Lager verlassen haben? " — Ach, Gioconda, dies beruhigt mich nicht. Ich habe meinen Vorgesetzten, ich habe meine Mitbrüder hintergangen. Auf meine scheinbaren Vorstellungen, wodurch ich die Freyheit, sie zu sehen, erlangen wollte, verleitete ich die mir anvertraute Mannschaft in diese ihr so gefährliche Gegend, und sah die Schlinge nicht, die uns ihr grausamer Bruder legte! " Diese Worte durchdrangen Giocondens Herz. " Ihr Schmerz ist gerecht, sagte sie ihm mit Thränen; und ich muß, ich will meines Bruders Schuld tragen, wenn es mir auch,

alles was mir schätzbar ist, kosten sollte. Ich kann Sie nicht länger so traurig sehen. Fordern Sie Dubois, was ich zu Ihrer Beruhigung thun soll.“ — „Edles, großmüthiges Herz, antwortete Dubois. Aber ach! Sie können mich nicht beruhigen. Ihre Liebe wäre die Sonne meines Lebens gewesen, wenn sie mit meiner Pflicht sich vereiniget hätte. Oder können Sie mir nun in mein Lager folgen, nach dem vielleicht alle Ausgänge besetzt sind.“

„Dubois, sagte sie, Sie haben sich meines Herzens bemächtiget. Ich folge Ihnen; aber Tugend und Liebe gebieten mir, erst meinen Vater anzugehen. Willigt dieser noch nicht in unsere Verbindung; dann, dann glaube ich, kann ich getrost derjenigen folgen, der für mich, mein Leben hindurch, mehr noch als Vater seyn wird.“

Diese Hoffnung richtete den bekümmerten Dubois auf. Er bemühte sich, dem alten Pascoli gefällig zu werden. Seine Kenntniß in den Wissenschaften und in der großen Welt vergnügten den Alten. Dubois bemerkte seine schwache Seite; gab seinem Stolz und seiner Schwachhaftigkeit nach, und ließ niemals den Wunsch blicken, sich mit seinen Landesleuten der corsischen Freyheit bemächtigen zu können. Er redete stets von dem zu hoffenden Vergleiche, und gewann dadurch ganz des Alten Herz. Als sie einstmals sich lange im Garten unterredet, brach Pascoli in den

Wunsch aus: "Ich möchte fast begehren, daß Ihre Gefangenschaft noch lange dauerte, Dubois. Ich gestehe, es würde mir schwer werden, mich von Ihnen zu trennen. Mein Sohn ist nun immer bey unsern Truppen abwesend; und meine weibliche Gesellschaft kann mich nicht genug unterhalten. In der That, die Vorsicht hat mich bey den itzigen Unruhen durch Ihren Umgang aufheitern wollen. Mit Ihnen kann ich doch mich unterreden, und meine geringen Einsichten auch nützen. Sie besitzen ein Herz, wie ich es gar oft bey meinen Landsleuten vermisse; und wie ich es selbst nur auf meinen Reisen gebildet; ein edles, gefühlvolles Herz, das in diesen Gebirgen nur selten gefunden wird." — "Wenn ich mir auch deswegen schmeicheln dürfte, versetzte Dubois, so habe ich doch hier eins gefunden, welches unendliche Vorzüge hat." Der Alte sah ihn lächelnd an. "Ich wünschte, daß Sie meine Tochter meinten. Es ist wahr, sie ist ein gutherziges Mägdchen; und die vielFreundschaft für Sie hat, vielleicht zu viel." — "Zu viel?" unterbrach ihn Dubois. "Ja wohl, antwortete Paskoli. Ihre erste Unterredung zeigt es schon. Doch ich bin nicht unwillig darüber, weil ich ihr eine so gute Bekanntschaft zu verdanken habe." — "Würden Sie aber wohl, theuerster Paskoli, alsdann unwillig werden, wenn unsre Freundschaft sich in Liebe verwandelte?" Dubois erröthete; und der Alte schwieg einige

Augenblicks. Endlich drückte er ihm im Weggehen die Hand, und sagte: "Wenn Ihre Truppen mit den unsrigen verglichen sind, dann, lieber Dubois, dann thun Sie mir diese Frage wieder.

Dubois stand betroffen still. Ein gewisser edler Stolz, und die Furcht an seinem Vaterlande noch treulosser zu werden, hielt ihn ab, weiter eine Bitte zu wagen. Gioconda war immittelst viel geschäftiger, ihre Mutter zu bewegen, daß sie ihr die väterliche Einwilligung zu ihrer Verbindung verschaffen möchte; denn die ihrige konnte sie Gioconden nicht versagen. Aber der alte Pascoli, der vielleicht eine größere Geschmeidigkeit von Dubois erwartet, oder diese Verbindung seinem Ansehen bey der Nation nachtheilig zu seyn glaubte, war unbeweglich. Er verwies seine Tochter, die sich ihm oft zu Füßen warf, beständig auf die Zeit, da die Franzosen und Corsen, Freunde werden würden, und schien seitdem mit mehrerer Strenge ihr und dem Dubois zu begegnen.

Unterdessen war der junge Pascoli bey den Corsen in dem benachbarten Orte berühmt geworden, und oft in das väterliche Haus zurückkehret, um von dem Dubois die Kenntnisse der französischen Kriegskunst einzusammeln. Weil er ihn aber immer niedergeschlagen fand, so glaubte er ihn durch die Gesellschaft seines Gefährten des Clairet, den er für seinen Freund ansah,

aufmuntern zu können. Seine Schwester hatte ihm selbst, aus gleichem Verlangen, ihren Freund zu vergnügen, diesen Gedanken eingegeben.

Als sie einstmals mit dem Dubois vergnügt im Garten saß, und sich über Entwürfe ihres künftigen Glücks berathschlagte, trat der junge Pascoli mit einem Fremden herein. "Ach, mein Freund! rief Dubois, und fiel dem Clairret um den Hals. Sehe ich euch wieder? Aber, welch blasses Gesicht!" — "Ja, erwiederte Clairret, das Gesicht eines Gefangenen schreckt euch, weil ihr es nicht seyd." — Der junge Pascoli hatte ihm unvorsichtig des Dubois Begebenheit erzählt. Dubois empfand die Bitterkeit dieser Antwort; und seit dem Augenblicke beschloß er feste, diesen Ort zu verlassen. Er schmeichelte sich, daß seine Rückkehr ins Lager alles, was an seinem Betragen tadelhaft seyn könnte, entschuldigen würde. Clairret ward von andern Empfindungen bestürmt. Gioconda besaß zu starke Reizungen, als daß Clairrets buhlerisches Herz nicht von ihr sogleich gerührt werden sollte. Er sagte ihr in seinem ersten Compliment viel verbindliches; er dankte ihr auch seine Freyheit; aber weil er den Kaltsinn und die Unzufriedenheit bemerkte, womit sie es annahm; brauchte er mit seiner gewohnten Verschlagenheit bald andre Waffen. Er errieth leicht, daß sie für den Dubois eingenommen war. Um also ihr Vertrauen zu gewinnen, stellte er sich als den feurigsten Freund

Freund desselben. Er hatte nicht die Erlaubnis, in des Pascoli Hause zu bleiben, sondern durfte nur seinen Freund des Tags über besuchen. So sehr er sich auch Mühe gab, des alten Pascoli oder seiner Gattinn Gunst sich zu erwerben; so war er doch in seinem Unternehmen nicht glücklich. Es mangelte ihm jene natürliche Gefälligkeit, die aus einem unverstellten Herzen fließt, und sich unvermerkt über unser Gesicht und ganzes Betragen ausbreitet; jener eigene Ton einer liebenswürdigen Treuherzigkeit, welcher ähnlichen Gemüthern schmeichelt. Alle seine Bemühungen, zu gefallen, waren gesucht, und selbst seine Freundschaftsversicherungen verdächtig. Er erhielt sich hier nur noch dadurch, daß er den Dubois und Gioconden in ihrem Entschlusse, sich aus dem väterlichen Hause zu entfernen, noch mehr bestärkte; und ihnen seine Dienste dabey anbot. Er hoffte dadurch Gioconden ins Lager zu ziehen; und alsdann glaubte er noch einmal über ihre Tugend siegen zu können. Sie wurden bald genöthiget, diesen Entschluß auszuführen.

Die Franzosen, die über ihren ersten Verlust unwillig geworden, und die Corsen beschuldigten, den Stillstand vorsehlich gebrochen zu haben, waren bis an das Gebirge vorgerückt, und hatten den Flecken am Fuße desselben besetzt. Der einzige, der von des Dubois Gefolge entkommen war, hatte von der Gefangennehmung desselben so viel zu erzählen gewußt, daß der General und

die vornehmsten Officiers anfiengen, einen Verdacht auf des Dubois Betragen zu werfen, zumal wenn sie seine öftern Entfernungen aus dem Lager überdachten. Ihre Bewegung ward bald bey der ersten Besatzung der wachsamten Corsen bekannt. Der junge Pascoli vernahm es mit dem Vergnüen, eine Gelegenheit zum Dienste für sein Vaterland zu finden, und benachrichtigte seinen Vater davon. Dieser ergriff diesen Vorfall, um beyde Gefangene, die er bey sich sehen mußte, und wovon Dubois seiner Tochter gefährlich, und Clairet ihm verhaßt war, von sich zu entfernen. Er veranlaßte daher seinen Sohn, daß er sie beyde zu der nahegelegenen Besatzung abführen möchte. Gegen seine Gattinn hatte er etwas von seinem Vorhaben merken lassen; und von dieser entfuhren es unsre Liebenden bald. Gioconda suchte mit einem zärtlichen Ungestüm ihren Dubois auf. "Man will uns trennen, mein Freund! sagte sie ihm. Wenn wir nicht auf Rettung denken, so sind Sie morgen in der nächsten Stadt eingeschlossen; und dann sehe ich Sie vielleicht spät erst wieder." — "Lassen Sie uns diesem Unglücke zuvorkommen, Gioconda, sagte Dubois. Sollte kein Ausgang für die Liebe mehr offen seyn? Wenn Sie diese noch eben so stark für mich empfinden, als ich sie für Sie ewig empfinden werde; ach! so folgen sie mir. Lassen Sie uns der Strenge eines Vaters und der Grausamkeit eines Bruders entgehen.

Kommen Sie zu einer Gesellschaft von Freunden, die sie alle mit Entzücken in ihren Schutz nehmen werden. " Gioconda schwieg, und sah ihn mit einem traurigen Lächeln an. — " Ich verstehe dieses Schweigen, Gioconda; aber habe ich mir noch nicht ihr Vertrauen erworben? was für Bezeugungen verlangen Sie von mir, daß unser erster Schritt zum Altare gehen soll; so bald wir in den Fecken kommen. Sie haben mir gesagt, daß Sie den Priester des Orts, einen alten redlichen Mann und seine Mutter kennen. Bey diesen wollen wir uns verweilen, bis ich im Lager alles veranstaltet, um Sie mit Anstand für die Meinige öffentlich zu erklären. " Die holde Gioconda fiel bey diesen Worten dem Dubois um den Hals, und Freudenthränen erklärten ihre Empfindungen. In dieser zärtlichen Scene überraschte sie Clairat, der mit dem Morgen zu ihnen gegangen war. Welche Bekränkung für ein mißgünstiges Herz, seinen Feind glücklich zu sehen! " Clairat! sieng Dubois an, Sie haben mich bisher oft von ihrer Freundschaft versichert. Es kömmt die Zeit, da Sie mir dieselbe beweisen können. " Clairat veränderte sein Gesicht, verbarg sein tückisches Herz unter Minen einer freundschaftlichen Reugierde, und behauptete ihm sein Verlangen, ihm zu dienen. Dubois eröffnete ihm sein Vorhaben, mit Gioconden das väterliche Haus zu verlassen, ehe sie noch zu der Besatzung abgeführt würden. Clairat, voll

boshafter Freude, Gioconden ins Lager zu locken, fand sogleich einen Anschlag, um die Entweichung zu erleichtern. " Sie müssen, sagte er, wenn auf den Abend die gewöhnliche Wache mich wieder abführen will, sie bestechen, Gioconda, damit sie mir verstatte, noch einige Augenblicke bey Ihnen zu verweilen. Inmittlest wollen wir in der Dämmerung auf der andern Seite des Hauses nach dem Gebirge zu, den einsamen Spaziergang auffuchen. " — " O, dann, unterbrach ihn Gioconda, laßt mich euern Anführer seyn. Ich bin so oft dieses Gebirge auf der Jagd durchirret, daß ich euch unausforschliche Abwege führen will. "

Die Freude, seine Freyheit mit Gioconden wieder zu erlangen, machte den Dubois diesen Mittag munterer als gewöhnlich. Aus unedlern Absichten war Clairet außerordentlich aufgeweckt, und der alte Paseoli freute sich ingeheim, beyde Gefangene so ruhig zu sehen, und versicherte sich, daß sie ihre so nahe Entfernung nicht vermutheten. Nur Gioconda hätte bald den Anschlag verrathen. Sie sah oft ihre Eltern mit wehmüthigen, bedeutenden Blicken an; und das Feuer ihrer Augen ward durch Thränen gemildert. Sie küßte oft ihrer Mutter Hand, mit einer Inbrunst, als wenn sie dieselbe nie wieder küssen sollte. Donna Pascola hielt dies für die Wirkung ihrer Furcht, den Dubois zu verlie-

lie-

hieren; und gebot ihr oft mit ernstern Blicken das versprochene Stillschweigen.

Der Nachmittag ward mit geheimen Veranstaltungen zur Reise zugebracht. Gioconda sammelte alle Kostbarkeiten, die sie besaß, und die sie und ihre Freunde nicht zu sehr beschweren konnten. Dubois hielt sie oft davon ab, mit der Versicherung, daß ihr nichts bey ihm mangeln sollte. Der gute Dubois wußte nicht, was vor ein Wetter über seinem Haupte schwebte.

Kaum war der Abend vom Mondschein erhellet, und Clairets Wache erschienen; so führte dieser den Anschlag aus. Die herzhafteste Gioconda hatte allen Muth verloren. Sie war immer wieder zu ihrer Mutter zurückgegangen; hatte ihre Knie umfaßt; hatte stille, unterbrochene Thränen geweint; hatte sie mit ängstlichen Blicken angesehen, und auf ihrer Mutter zärtliche Fragen unordentlich geantwortet. Dubois hatte eben so viel Bedenken, sie den Armen ihrer liebenden Eltern zu entreissen. "Muß ich dann, dachte er, auch hier einer Untreue an meinen Wohltätern, an meinen Freunden mich schuldig machen. Wenn es auch nicht unbillig ist, mich wieder in Freyheit zu setzen; ist es nicht ungerrecht, Gioconden, die Freude und den Trost ihrer Eltern, zu rauben? Aus dieser Ungewisheit riß ihn Clairet. Er hatte bereits selbst die Wache bestochen, und von ihr erfahren, daß den folgenden Morgen eine Verstärkung aus der

Be-

Bestung anlangen sollte. Mit dieser Nachricht bestürmt er die zögernde Gioconda. "Es ist nur mehr als zu gewiß, sagte er, wir werden morgen in genauere Verwahrung gebracht. Meine Wache hat mir alles entdeckt. Ich aber gehe und überlasse mich meinem Schicksale in den Gebirgen lieber, als den Beschwerden einer noch engeren Gefangenschaft. Wollen Sie uns auch nicht begleiten, Gioconda; so sind sie doch, Dubois, viel zu edelmüthig, als daß Sie mich allein der Gefahr aussetzen sollten. Gedenken Sie an jenen Morgen, da ich mit Ihnen dieses Gebirge durchstreifte, und durch sie meine Freiheit verlor. — Diesem Gedanken konnte Dubois nicht widerstehn. "Pflicht und Vaterland fordern es von mir, sagte er zu Gioconden, daß ich den Clairret nicht verlasse." "Und die Liebe, antwortete sie, gebietet mir, Ihnen zu folgen. Die Nacht kömmt. Lassen Sie uns eilen. Die Vorsicht scheint uns mit dem Mondenlichte zu begünstigen."

Sie ergrieff des Dubois Hand; sah noch einmal nach dem väterlichen Hause mit Thränen zurück; stammelte Segenswünsche für ihre Eltern, und eilte aus dem Garten hinab in eine Tiefe, von der ein dunkler Abweg ins Gebirge führte.

Lange und mühsam waren sie durch die Gebüsche und Krümmungen der Gegend umher geirrt, als sie ein Licht am Fuße des Gebirges schimmern sahen. "Hier werden unsre Landsleute sehn,

seyn, rief Dubois; und der verschlagene Clairret suchte immer voranzukommen. Denn nun entstand in seiner Seele der schwarze Gedanke, das Geheimniß seines Freundes zu dessen Verderben zu gebrauchen. Er eilte mit Ungestüm dem Lichte zu. "Ich eile, rief er zurück, um alle auf ihre Ankunft vorzubereiten." Er giebt sich schnell der ersten Wache zu erkennen, und erfährt von ihr den Namen des commandirenden Officiers. Es war sein Verwandter und ein Feind von Verdienst und Tugend. Seine Stimme erweckt die Soldaten; sie versammeln sich um ihn. Er ruft den Officier zu, einige von der Wache hinaus zu schicken. Sie würden den Urheber seiner Gefangenschaft und ihres neulichen Verlusts mit einer schönen Corsicanerin finden. Der Officier eilt alsogleich selbst hinaus; und erstaunt, den Dubois mit einer reizenden Gefährtin anzutreffen, die vor Mattigkeit nur langsam ihm entgegen kamen. Der Verdacht, daß Dubois Unvorsichtigkeit die Schuld des letztern Verlusts gewesen, hatte sich bey den französischen Truppen ausgebreitet. Der Officier von der Wache eilt daher erbittert dem Dubois entgegen. Dieser redet ihn getrost an. "Ja gewiß, es ist Dubois, ruft jener seinen Leuten zu. Geschwind arretiret ihn!" Vor Erstaunen kann Dubois nichts weiter sagen, als: "Mich? euern Freund?" Herzhafter redet Gioconda die Soldaten an: wir kommen als Ueberläufer von den Corsen, um

uns

uns in französischen Schutz zu begeben. Man bringe uns vor den Officier! " "Hier ist er, antwortete der Anführer; aber wir kennen nur den Ueberläufer von den Franzosen." — Hier auf gehet er fort, und hört Giocondens Seufzen und Dubois Erstaunen nicht an. Dieser hoffte in dem Flecken den Clairet wieder zu finden. Aber Welch Entsetzen überfiel ihn, als er sich vergebens auf diesen berief; von seiner Gioconda nun getrennt, und in ein besonderes Zimmer auf der Wache gebracht ward. Unaufhörlich warf sich Gioconda ihm um den Hals, oder vor den Soldaten nieder; und bat nur, mit ihm ins Gefängniß gebracht zu werden. Aber Clairet hatte den Officier veranlaßt, sie zu dem Geistlichen des Orts führen zu lassen, und war ins Lager zu dem General geeilt, um sein Verbrechen auszuführen.

Hier machte die Verwunderung, ihn wieder zu sehen, den General neugierig, von seinem Schicksale zu hören, und alle seine Erzählungen wichtiger. Er verschwieg nichts, was die Schwachheit des Dubois, sich und die Mannschaft in eine Gefahr zu bringen, welche ihnen so nachtheilig gewesen war, vergrößern konnte. Es ward beschlossen, den folgenden Tag ihn zu verhören, und Kriegrecht über sein Verbrechen zu halten. Clairet gieng, mit menschlichen Lobeserhebungen wegen seiner Treue gekrönt, mit der Schmeicheley, des Dubois Stelle zu erhalten, aber auch
mit

mit verwundetem Gewissen, einen Unglücklichen gestürzt zu haben, hinweg; und suchte Gioconden noch diese Nacht auf. Ihre so späte Ankunft hatte in dem Hause des alten Geistlichen nicht wenig Unruhe verursacht. Ihre einnehmende Bildung und Behmuth aber hatte sein und seiner Mutter Herz gewonnen. Clairret trat mit Ungeduld über ihre Aufnahme und mit zärtlicher Sorgfalt für ihren Unterhalt herein. "Bringen Sie den Dubois, fragte sie sogleich mit einem Ernste, der ein lasterhaftes Herz erschüttern mußte." Clairret suchte eine feine Wendung, um sie nicht zu plötzlich zu überraschen. Er sagte, wie unzufrieden ihr General über sein Betragen wäre; er halte ihn für einen Verräther; es wäre daher rathsam gewesen, den Dubois diesen Abend noch zu entfernen. Er, Clairret, würde sich aber den morgenden Tag angelegen seyn lassen, den General zu besänftigen. So lange möchte sich Gioconda nur beruhigen, und ihrer Gesundheit schonen. Es sollte ihr an nichts in diesem Hause mangeln. Er redete darauf heimlich zu dem Geistlichen; und verließ Gioconden mit Versicherung der zärtlichsten Achtung.

Sie wollte keine Ruhe genießen. Lange schwieg sie, die starren Blicke an den Boden geheftet. Dann flossen ihre Thränen stromweise, nur von Seufzern unterbrochen. Die Mutter des Geistlichen, die von ihrer reizenden Behmuth gewonnen war, wollte sie nicht verlassen.

Sie

Sie mußte dieser ihr ganzes Herz entdecken; und die übrige Zeit der Nacht brachte sie noch zu, dem Dubois und ihren Eltern zu schreiben.

Mit dem kommenden Tag lebte in ihr die Hoffnung wieder auf, ihren Dubois zu sehen. Wie lange schien ihr Clairet zu zögern! Der dienstfertige Geistliche kam mit der bedenklichen Nachricht zu ihr, daß Dubois weiter hinweg ins Lager gebracht worden. Am Mittage erschien Clairet, schüchtern wie ein Bösewicht, und brachte ihr einige Zeilen vom Dubois. Gioconda hätte bald vor Freuden den Unwürdigen dafür umarmt — Aber wie verwandelte sich ihre Seele, als sie vom Dubois erfuhr: "Er sey heut über seine ganze Begebenheit vernommen worden; er habe die Wahrheit ausgesagt: er habe seine Rechtfertigung nicht vergessen; aber er wisse noch nicht, was vor ein Schicksal er dafür erfahren werde? —" "Was vor ein Schicksal? rief Gioconda. Hat denn Dubois dadurch ein Verbrechen begangen, daß er mich mit dem Verluste seiner Freyheit und mit der Gefahr seines Lebens geliebt hat? Clairet! und Sie haben nicht alles gesagt, was zu seiner Rechtfertigung gehört? Warum erstreckt sich Ihre Vorsorge nur auf mich, und nicht vielmehr auf Ihren Freund, dem Sie dieselbe schuldig sind? Mir sind sie keine schuldig; und sollen sie auch nie schuldig werden." Diese letzten Worte begleitete sie mit einem Blicke, der wie ein Blitz in Clairets schwarze Seele

le drang. Er versicherte ihr indeß, daß er bereits alles gethan, was seine Freundschaft für Dubois von ihm fordere. Aber der General habe erwiedert, daß die Gesetze des Kriegs und die Strenge der Disciplin beobachtet werden müßten; und daß, was das Kriegerecht mit sich bringen würde, des Dubois Schicksal allein bestimmen könnte. Hier konnte Gioconda sich nicht mäßigen. Sie brach in laute Wehklagen und Vorwürfe aus. Bald stützte sie das bethrante Gesicht auf die gefalteten Hände, und ächzte. Bald sah sie den Clairret mit wilden verächtlichen Blicken an; bald warf sie sich wieder vor ihm hin, und beschwor ihn, noch einmal zu gehen, und ihm den wahren Verlauf ihrer traurigen Geschichte zu erzählen. Es kostete dem Clairret zu viel, länger hier zu verweilen; und er gieng auch mit der Begierde zurück, die Entscheidung des Kriegs Raths zu erfahren.

Dieser hatte nach der Strenge der kriegerischen Rechte dem Dubois das Leben abgesprochen. Die Aufopferung einer ganzen Wache, die Verschweigung der wahren Umstände, der Verlust einiger Mannschaft, die Offenherzigkeit gegen die Feinde, alles ward ihm zu einem todeswürdigen Verbrechen ausgelegt, und seine Rückkehr ward mehr seiner Liebe für Gioconden und Clairrets Klugheit, als der Erinnerung an seine Pflicht zugeschrieben.

Dubois vernahm sein Urtheil mit der Wehmuth eines Menschen, der nicht fehlerfrey war, und mit der Gelassenheit eines Christen, der für seine Fehler Vergebung hofte. Nur Giocondens Schicksal bekümmerte ihn. Clairers Vorsorge für Sie beruhigte ihn wieder, und bestärkte ihn in der Vermuthung, daß er sie liebte. Der großmüthige Dubois untersuchte nicht lange Clairers Handlungen, sondern bat ihn nur, vor seinem Tode Gioconden einen Brief einzuhändigen, worinnen er nach den zärtlichsten Versicherungen seiner redlichen Absichten und nach dem wehmüthigsten Abschiede, Gioconden ersuchte, die Hand seines Freundes anzunehmen.

Gioconda war auf diesen Brief schon vorbereitet, als sie ihn erhielt. Der Geistliche hatte sie durch alle Tröstungen der Religion bey diesem niederbeugenden Schlage aufzurichten gesucht. Sie hatte schon das Haus verlassen, um sich selbst dem General zu Füßen zu werfen. Aber Clairer, welcher besorgte, daß ihre Schönheit in dem Lager zu viele Blicke an sich ziehen möchte, und sich vielmehr diese Beute versichern wollte, hatte dem Geistlichen ausdrücklich befohlen, sie nicht aus den Augen zu lassen. Eben da kam auch eine Antwort von ihren zärtlichen Eltern an, die den Geistlichen beschworen, sie zurück zu bringen. Sie versuchte daher noch das einzige Mittel, dem französischen General zu schreiben. Aber ihr

Brief

Brief ward ihm eingehändigt, als das Urtheil schon vollzogen war.

Die ersten Tage ihres unbeschreiblichen Schmerzens erschien Clairret nicht vor ihr. Er ließ ihr alles, was Dubois vom Berthe zurückgelassen, einhändigen; und erst nach einigen Tagen wagte er es, durch den Geistlichen ihr seine Wünsche zu verstehen zu geben. Nachdem sie diesen lange angehört, und ihre Thränen getrocknet, antwortete sie mit dem ihr eigenen Tone einer bezauberten Hobeit: "Sagen Sie dem Clairret wieder, daß die einzige Gefälligkeit, die er von mir zu erwarten hat, diese ist, daß ich in meinem Herzen seine Absichten und seine Handlungen verschließen, und mit in mein Grab nehmen werde." Auf Verlangen des Geistlichen schrieb sie diese Antwort auf; und Clairret wagte es nicht sogleich, wieder vor ihr zu erscheinen, sondern begnügte sich mit der erhaltenen Ehrenstelle des unglücklichen Dubois.

Durch die Antwort des Generals hatte Giocconda die Freiheit erhalten, wieder zu den ihrigen zurück zu gehen. Der Geistliche mußte sie noch diese Nacht dahin bringen. Seine Mutter trennte sich ungern von ihr. Der junge Pascoli war ihr entgegen gegangen; aber nur stille Seufzer konnte er von ihr vernehmen.

Als sie bald an die Burg, wo ihre Eltern lebten, gekommen waren, trennte sie sich auf einige Schritte von ihnen, und kniete an einem

Hügel nieder. " Ach, mein Freund, rief sie, hier war es, wo ich zuerst dein ganzes edles Herz und darinnen deine Liebe für mich kennen lernte. Ach! dies soll eine geweihte Stätte für mich seyn, wo ich mein noch übriges Leben — Gott lasse es kurz werden! — verweinen will. " Sie betete hier lange mit dem Geistlichen. Er eilte voraus, um ihre gebeugten Eltern vorzubereiten — Aber, wer kann die wehmuthsvolle Freude, sie wieder zu sehen, das stille Entsetzen über ihr Schicksal, und das menschenfreundliche Mitleid mit des Dubois Verhängnisse beschreiben, welches diese guten Eltern empfanden! Sie wußten nicht, daß ihnen bald noch härtere Prüfungen bevorstuden. Sie wußten nicht, daß ihre blühende Gioconda, die Hoffnung auf den Abend ihres Lebens, vom stummen Gram verzehrt, ihrem geliebten Dubois so bald in die Ewigkeit nachfolgen sollte.



Die

Die philosophische Wollust.

Nennt ihr die ächten Mittel nicht
 Wie man soll glücklich seyn;
 So folget meinem Unterricht,
 Vereinigt Lieb und Wein.
 Wenn Bacchus unser Herz erfreut
 Und Chloens Saitenspiel:
 So küssen wir mit Munterkeit
 Und trinken mit Gefühl.

Wie blind, wie thöricht ist der Mann,
 Der mit Begierden krieget.
 Sein eigener Busen klagt ihn an,
 Und Amor — Amor sieget.
 Und dringt des Alters Frost dann schon
 In unsre Herzen ein:
 So flieheth zwar Cytherens Sohn,
 Doch haben wir nicht Wein?

Verbannet aus der frohen Brust,
 Des finstern Weisen Lehr;
 Der Störer jugendlicher Lust
 Hat keine Triebe mehr.
 Seht auf den muntern Naso hin,
 Auf den Anakreon,
 Folzt Paphos holden Herrscherinn
 Und ihrem kleinen Sohn.

Doch hängen nicht so schwärmerisch
Den Leidenschaften nach.

Die Wollust ist verführerisch,
Und die Vernunft ist schwach.

Die Liebe, die nur thierisch ist,
Ist nicht des Namens werth;
Der Wein, der gar zu häufig fließt
Wird bald in Gift verkehrt.

Mißbrauchet ja des Lebens nicht,
Euch kurze Zeit zu freun;
Seht dort, gemartert von der Gicht,
Des schönsten Jünglings Pein.

Er, der im Wein vor kurzer Zeit
Sein höchstes Gut gesetzt,
Trank vormals lauter Süßigkeit,
Und Bermuth trinkt er jetzt.

Ihr Freunde lernet was ihr seyd,
Seht eure Schwachheit ein;
Kein Uebermaaß der Fröhlichkeit
Muß' eure Lust entweihn.

Begnüget euch als Menschen hier,
Bey Freunden, Lieb und Wein;
Doch wißt, als Weise müßet ihr
Gemäßigt fröhlich seyn.



Shaftesbury's Selbstgespräch,

oder

Lehre für einen Autor.

Erster Abschnitt.

Ich habe oft gedacht, wie bößartig die Maxime sey, die ich bey vielen Gelegenheiten von Leuten von ganz guten Einsichten hörte: „Im gemeinen Leben dürfe sich niemand des Vorzugs anmassen, Andern gute Lehren zu geben. Bey näherer Untersuchung aber bin ich mit mir einig geworden, man könne die Maxime gelten lassen, ohne grossen Nachtheil für das menschliche Geschlecht. Denn so wie die Lehre insgemein gegeben worden ist, dürfen wir uns, glaube ich, gar nicht wundern, warum man sie so übel aufgenommen hat. Es ist damit allezeit etwas verbunden gewesen, wodurch die Sachen umgekehret sind; und aus dem Ertheiler der einzige Gewinner geworden ist. Denn so viel ich bey verschiedenen Vorfällen des menschlichen Lebens habe bemerken können, ist die Ertheilung einer guten Lehre eigentlich nichts anders als eine gute Gelegenheit gewesen, seine Einsichten auf anderer Unkosten zu zeigen; und auf

der andern Seite sich unterrichten lassen, oder gute Lehre annehmen, so wie sie gewöhnlich ertheilt wird, nichts anders, als leiden, daß ein andrer Gelegenheit bekömmt, sich durch unsere Mängel eine Art von Würde zu geben. Und in der That, es mag jemand noch so geschickt, oder noch so bereitwillig seyn, gute Lehre zu ertheilen, es bleibt unmöglich, die gute Lehre zu einem völligen Geschenke zu machen. Denn soll etwas ein wahres Geschenk seyn, so müssen wir dabey von dem andern nichts wieder empfangen, das unserm Selbst zu gute kömmt. Bey allen andern Sachen ist Geben und Ertheilen, Freygebigkeit und Güte; aber Erkenntniß mittheilen, heißt sich eine Art von Herrschaft über andere erwerben, die man uns ungeru zugesteht. In allen andern Sachen nehmen die Menschen gerne Lehre an; in der Mathematik, in der Tonkunst, in jeder andern Wissenschaft können sie einen Lehrmeister leiden; nur nicht über ihren Verstand, über ihre Vernunft.

Es ist unendlich schwer für einen Autor, nicht in den Verdacht zu kommen, daß er sich ein solches Lehrmeisteramt anmaße. Denn überhaupt bekennen sich gewissermaßen alle Autoren, zu Lehrern des Verstandes ihrer Zeitgenossen. Daher wurden ehemals die Dichter für bewährte Weisheit gehalten, weil sie gute Lebensregeln gaben, und Sitten und Vernunft predigten. Sie haben das besondre Glück, den großen Vortheil, daß sie

sie ihre Forderungen nicht so gerade zu thun dürfen. Indem sie nur zu ergößen versprechen, ertheilen sie auch unvermerkt die gute Lehre und unterrichten; und sie verdienen vielleicht auch jetzt, wie vormals, mit Recht für die besten und ehrwürdigsten unter den Autoren gehalten zu werden.

Unterdessen, „wenn es für andre Autoren et-
 „was so gefährliches ist, sich zu Dictatoren
 „und Gesetzgebern aufzuwerfen; was hat nicht
 „der zu befürchten, der den Autoren selbst Ge-
 „setze geben will?“

Hierauf antworte ich, daß meine Absicht nicht sowohl ist, gute Lehre zu geben, als die Art und Weise zu betrachten, wie sie gegeben werden muß. Die Wissenschaft, die ich vortragen will, wenn ich es für eine ausgeben darf, steht mit der Wissenschaft der Sprachmeister und der Logiker in gleichem Range. Denn ich bilde mir fest ein, daß mein Gegenstand etwas Gaukelhaftes an sich hat, das mir erlauben wird, sicher die Ertheilung einer guten Lehre zu wagen, und die Annehmung derselben hoffen zu dürfen, wenn sie sie anders verdient.

Ich habe mir vorgenommen, die Sache, als einen chirurgischen Fall, zu behandeln. Jedermann giebt zu, daß die Praxis allein die Hand des Wundarztes geübt macht. „Über wer will,
 „in diesem Falle uns an sich die Praxis lernen
 „lassen? Wer wird gern an sich den ersten Vers-
 „such mit unsrer Hand machen? Wer wird

„ uns zu der nöthigen Erfahrung verhelfen ? „
 Das ist eben die Schwierigkeit ! Denn gesetzt ,
 wir hätten Hospitäler zu dieser Art von Chirurgie ,
 und es fänden sich daselbst allezeit einige schwache
 Patienten , welche einige Sectionen vertragen ,
 und an denen wir nach Gefallen Versuche ma-
 chen könnten : wie vortheilhaft würde dies nicht
 für diese Art von Praxis seyn ! Eine sinnliche
 Erfahrung würde man sich hier ohne Zweifel er-
 werben ; man würde auch zugleich mit der Zeit
 die Fertigkeit der Hand erlangen , aber wahr-
 scheinlicherweise eine sehr rauhe bekommen , die
 zu dem Endzweck dieser Art von Chirurgie gar
 nicht dienen würde. Denn bey ihr wird vornem-
 lich eine sehr zarte Hand erfordert. Wer nicht
 Empfindung und Mitleiden hat , verdient kein
 Wundarzt zu heißen ; und es ist nicht so leicht
 zu entscheiden , wo man ein Subject finden sol-
 le , bey dem der Operateur wahrscheinlicherweise
 die größte Zärtlichkeit beobachten , und doch mit
 der größten Entschlossenheit und Kühnheit ver-
 fahren könne.

Ich weiß gar wohl , daß alle wichtige Proje-
 cte , dem ersten Anschein nach , das Ansehn ei-
 ner Chimäre haben ; welches die Projectmacher
 der Spöterey auszusehen pflegt. Ich wünschte
 daher meinen Leser wider dieses Vorurtheil durch
 die Versicherung bewahren zu können , daß die
 vorgeschlagene Operation nichts in der That lä-
 cherliches an sich habe , oder , wenn er darinn

etwas findet, es vielleicht durch seine eigene Schuld auf ihn selbst zurück falle, welches alsdann eine Probe von eben der Kunst und Wissenschaft ist, die ich erläutern will.

Folglich, wenn man wider obgedachte Praxis und Chirurgie einwendet, „ daß man nirgends
 „ einen so schwachen Patienten finden werde,
 „ mit dem man in der That kühn verfahren,
 „ und doch gewiß seyn könne, daß man die mög-
 „ lichste Zärtlichkeit und Vorsicht beobachten
 „ werde, „ so behaupte ich das Gegentheil, und
 führe z. E. an, daß ein jeder an sich selbst pra-
 eticiren könne. „ Ein blosses Wortspiel! —
 „ wird man sagen. — Denn wer kann sich selbst
 „ in zwei Personen theilen, und sich zu seinem
 „ eignen Gegenstande machen? Wer kann in
 „ eigentlichem Verstande über sich selbst la-
 „ chen, und sich bey einem solchen Geschäfte zur
 „ Lustigkeit oder zur Strenge zwingen? „
 Geht zu den Dichtern, sie werden euch eine Men-
 ge Beispiele geben. Nichts ist bey ihnen ge-
 wöhnlicher, als diese Art von Selbstgespräch.
 Eine Person von großen Talenten, oder viel-
 leicht auch von alltäglichen Fähigkeiten, begehe
 bey einer Gelegenheit von ohngefehr einen Feh-
 ler. Sie ist darüber bekümmert. Sie
 kommt allein auf die Bühne, steht umher,
 ob sie jemand gewahr wird, macht sich dann
 selbst die größten Verweise, ohne sich im ge-
 ringsten zu schonen. Ihr hört mit Verwun-
 drung

drung wie weit sie die Sache treibt, und wie strenge sie das Geschäfte der Selbstergliederung ausführet. Durch ein solches Selbstgespräch werden aus ihr zwei unterschiedne Personen. Sie ist Lehrer und Lehrling zugleich. Sie unterrichtet, und sie lernt. Und in der That, könnte ich auch sonst nichts zur Bertheidigung der Sittenpredigten unster neuern dramatischen Dichter sagen, so würde ich sie doch eben um der Praxis willen, die sie zu erhalten bemüht gewesen sind, gegen alle Vorwürfe schützen. Denn die Praxis sey natürlich oder nicht, in Absicht des Gebrauchs und der Gewohnheit, so behaupte ich, daß sie anständig und löblich sey, und daß wir sie uns durch Fleiß und Übung natürlich machen sollen, wenn sie es uns noch nicht ist.

„ Sollen wir also die Bühne besuchen, um
 „ uns zu erbauen? Sollen wir unsern Ca-
 „ techismus von den Dichtern lernen? Sollen
 „ wir wie die Schauspieler, das laut sagen,
 „ was wir eine Zeitlang mit uns allein ausmach-
 „ ten? „ Schlechterdings ist es nicht nöthig,
 ob ich gleich nicht einsehe, was es für ein großer Schade wäre, wenn wir einige Worte, ein wenig Athem, und laute Stimme auf uns selbst verwendeten. Wir würden vielleicht weniger lärmend und nützlicher in Gesellschaft seyn, wenn wir uns zu rechter Zeit einiger artikulirten Töne entledigten, und in der Einsamkeit *viua voce* mit uns selber sprächen. Denn Gesellschaft ist ein
 groß

großer Reiz für die Einbildungskraft, und kann gleich einem Treibhause, unsre Phantasien zu geschwind herausstreiben. Dem Uebel aber können wir sehr gründlich vorbeugen, wenn wir zuvor das Mittel des Selbstgesprächs brauchen.

Die Geschichte gedenkt einer Nation, welche vor die übeln Folgen des Schaumes und des Windes in Gesprächen sehr besorgt gewesen zu seyn scheint, und daher dies Uebel auf alle Art zu verhüten gesucht hat. Sie trieben es mit unserm Mittel so weit, daß es bey ihnen nicht allein Gewohnheit, sondern sogar Religion und Gesetz war, vor sich zu sprechen, zu lachen, Geberden und Minen zu machen, alles, als wenn sie in Gesellschaft wären. Hättet ihr sie einmal unvermuthet überfallen, so hättet ihr sie in einem hitzigen Streite angetroffen, mit sich selbst argumentiren, verwerfen, rathen, sich selbst haranguiren, und sich selbst auf das zierlichste anreden hören. Ohne Zweifel würden sie einst alle andre Völker im fließenden Ausdruck übertroffen haben, mit Rednern und Predigern überhäuft, und der Krankheit stark unterworfen worden seyn, die man die Seuche der Beredsamkeit genennet hat; wäre nicht einweiser Gesetzgeber unter ihnen aufgestanden, der, da er nicht unmittelbar den Strom der Worte hemmen, und die Quelle der Reden verstopfen konnte, ein Mittel fand, der Geschwägigkeit Luft

zu machen, und die Krankheit dadurch zu schwächen, daß er ihr auswich.

Unsre jetzigen Sitten, muß ich gestehn, sind zu der Methode des Selbstgesprächs nicht so gut eingerichtet, daß daraus eine Rationalpraxis werden könnte. Nur einen sehr kleinen Theil dieser Cur möchte ich übernehmen, und selbst gebrauchen, vornemlich bey dem Zufall der Autoren. Ich sehe gar wohl ein, wie übel es manchen angesehenen Personen ergehen würde, wenn sie sich vor dem Ohre eines Sterblichen darinn üben, oder sich erbieten wollten, diese ihre Kunst zu zeigen. Denn es ist bekannt, wie wenige unter uns dem Römer gleichen, der sich Fenster in die Brust wünschte, damit alles darinnen eben so sichtbar seyn möchte, als in seinem Hause; das er eben deswegen so offen, als möglich, gebauet hatte. Ich wollte daher wohl einem Lehrlinge in unsrer Kunst rathen, bey seiner ersten Übung in einen dicken Wald zu gehen, oder noch besser auf die Spitze eines hohen Hügelns zu steigen, wo er, außer dem Vortheile sich umsehen zu können, ob er sicher sey, die Luft vielleicht verdünnter, und zu der gehörigen Ausdünstung geschickter finden wird, zumal wenn er ein poetisches Genie ist.

Scriptorum chorus omnis amat nemus & fugit
urbes. *

An

* Horaz. Epist. II. 2.

An allen großen Genies hat man bemerkt, daß sie sich zu unsrer Praxis bekant, und sich als ein sehr lächerliches Volk, wegen ihrer großen Geschwäßigkeit mit sich selbst, und ihres tiefen Stillschweigens in Gesellschaften, beschrieben haben. Nicht allein der Dichter und der Philosoph, sondern auch der Redner pflegte unsre Methode zu brauchen. Von dem Fürsten der Rednerkunst kann man darthun, daß er ein großer Freund der Wälder und der Ufer gewesen ist, wo er sich des überflüssigen Athems entschüttete, die Phantasey ausdünsten ließ, und Geist und Stimme in die Schranken der Mäßigung brachte. Haben solche abgelegene Dertter für andre Autoren nichts reizendes, so fehlt es ihnen entweder an der Stärke des Genies, oder ihre Würde, wie sie sich einbilden, erlaubt es ihnen nicht. Denn in den närrischen Gebehrden, Stellungen und Tönen, die dergleichen Asceten eigen sind, sich überraschen lassen, wäre, ich gestehe es, für einen Mann nach der Welt ein sehr unangenehmer Zufall. Den Dichtern aber und den Philosophen ist das etwas bekanntes:

*Aut infaniti homo, aut verus facit — **

Ausarbeiten und närrisch thun muß also, wie wir sehn, einige Aehnlichkeit miteinander haben. Die Ausarbeiter, welche Systeme weben, und Lustschlösser bauen, hat man auch immer für eine Art

* Horat. Sat. II. 7.

Art profaischer Dichter gehalten. Ihre geheimen Uebungen sind oft bemerkt worden:

Murmura cum secum & rabiosa silentia
rodunt. *

Doch dieser Art Leuten verzehlt man die Methode der Entledigung sehr gerne. Man glaubt, daß sie natürlich und nach ihrer Weise handeln, wenn sie sich so seltsam gebehrdn. Aber von andern Autoren erwartet man eine bessere Ausführung; sie müssen geselligere Sitten haben, und dies ist kein geringes Unglück für sie. Denn wenn ihr Nachdenken und ihre einsamen Betrachtungen durch die Furcht unterbrochen werden, nicht Nonconformisten im Umgange zu seyn; so können sie leicht desto schlechtere Autoren werden, je feinere Lebensart sie besitzen. Ihre Phantasie ist vielleicht so hitzig, als die Phantasie der Philosophen und der Dichter. Aber da sie nicht eben die Freyheit haben sich zu entledigen, und von der heilsamen Methode, sich in der Einsamkeit zu erleichtern, abgehalten werden, so ist es kein Wunder, wenn sie mit so viel Schaum und Unrath ins Publikum kommen.

Man bemerkt, daß die Verfasser der Memoiren und der Versuche hauptsächlich dieser Krankheit unterworfen sind. u. ohne Zweifel ist dieses die Ursache, warum diese Herren die Welt so reichlich mit dem unterhalten, was sie selbst angeht. Denn da sie keine Gelegenheit gehabt
ha

* Persius. Sat. III,

Haben mit sich selber vor sich bekannter zu werden, oder ihr eigen Genie zu üben, es kennen zu lernen, und seine Kräfte auf die Probe zu stellen; so schreiten sie am unrechten Orte zu Werke, und unternehmen die Praxis auf der Bühne der Welt, die sie vor sich hätten behalten sollen, wenn sie lieber sich, als der Welt, ihre Moral hätten vorpredigen wollen. Denn wer kann geduldig einen Marktschreyer von seiner eignen Constitution, von seinem Verhalten, von der Diät, die ihm am zuträglichsten ist, und von seiner Praxis an seinem eignen Körper reden hören? Das Sprüchwort ist ohnstreitig sehr wahr: Arzt hilf dir selber! Doch, glaube ich, ist es kein zu angenehmer Zeitvertreib, solchen körperlichen Operationen beizuwohnen. Nicht besser wird in Wahrheit der Leser unterhalten, wenn er den Experimenten des practicirenden Autors zusehn soll, welcher unterdessen in der That nur vor den Augen des Publikums medicinirt.

Eben deswegen halte ich es einem jeden für unanständig, seine Betrachtungen, zufällige Bemerkungen, Gedanken in der Einsamkeit oder dergleichen drucken zu lassen, die zu der Praxis der Selbstgespräche gehören. Und der bescheidenste Titel für dergleichen Werke ist, glaube ich der, den ein gewisser Autor dem seinigen gab: Cruditäten. Alle die Köpfe, die zu geschwind empfangen, und doch nicht die gehörige Zeit schwanger zu gehen im Stande sind, haben das

unglückliche Schicksal, daß sie nach vielen unzeitigen Geburten niemals etwas ausgebildetes und vollkommnes zur Welt bringen können. Dennoch haben sie keine geringere Liebe zu ihren Geburten, die sie auf irgend eine Art ins Publikum setzen; denn so sehr sind sie für das Publikum eingenommen, daß sie sich selbst niemals nur ein wenig Zeit vergönnen können, zu ihrem eignen Besten vor sich nachzudenken. So sehr sie daher auch in der Einsamkeit sind, so sind sie doch niemals bey sich selber. Die Welt ist immer mit ihnen in Gesellschaft. Sie haben stets ihren Autorcharakter vor Augen, und denken nur immer darauf, wie der oder jener Gedanke dienen könne, eine Reihe von Betrachtungen voll zu machen, oder ihr Magazin, ihr Schmierbuch auszufüllen, von dessen Schätzen diese reichen Leute der bedürftigen Welt die Fülle mittheilen können.

Sind aber unsre Candidaten der Autorschaft etwa von der heiligen Art, so ist es unglaublich, wie weit ihre christliche Liebe geht. Ihre Zärtlichkeit für das menschliche Geschlecht ist so groß, daß sie auch das kleinste Probggen ihrer frommen Uebung nicht gerne verloren gehen lassen. Ob man gleich schon eine ungeheure Menge von Liturgien und Formularbüchern zu dieser Art des Selbstgesprächs hat, so können sie doch nichts von allem dem vor sich behalten, was bey der heiligen Uebung und dem Gespräche zwischen ihnen und ihrer Seele vorgeht,

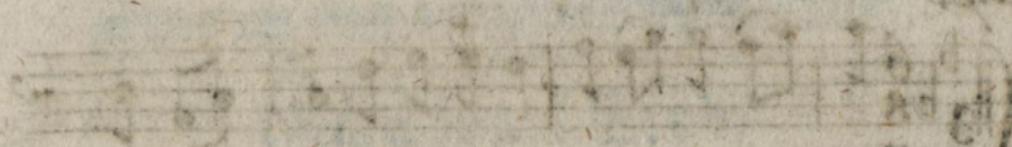
Man

Man könnte diejenigen Pseudo-Asceten nennen, die sich weder mit sich selbst noch mit dem Himmel recht unterhalten können, weil sie dabey immer nach der Welt schielen, und bey allen frommen Betrachtungen sich mit Titeln und Editionen tragen. Ein geistlicher Autor achtet es am wenigsten seine Schrift gehörig auszuarbeiten; den Geist, mit dem er schreibt, unterwirft er nie den Regeln der Kritik und der weltlichen Gelehrsamkeit; er denkt an nichts weniger, als ein Kunstrichter seiner selbst zu seyn, und seine Schreibart den Regeln des guten Umgangs und der feinern Welt zu unterwerfen. Er setzt sich über alles das hinaus, was wir im engern Verstande Aufführung nennen. Er kann keine Fehler prüfen, als die in seiner Sprache Sünden heißen; obgleich der Sünder wider die Regeln der guten Aufführung und des Wohlstandes eben so wenig für einen guten Skribenten darf gehalten werden, als der Sünder wider die Regeln der Grammatik, der Wahl des Inhaltes und der gesunden Vernunft. Und wenn nicht Bescheidenheit und gute Art einem Schriftsteller zur Seite gehn, so wird er, seine Sache sey noch so gut, sich gewiß der Welt sehr schlecht empfehlen.

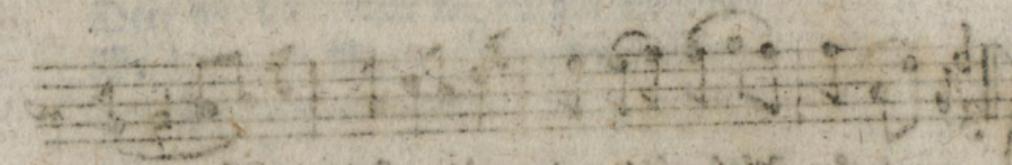
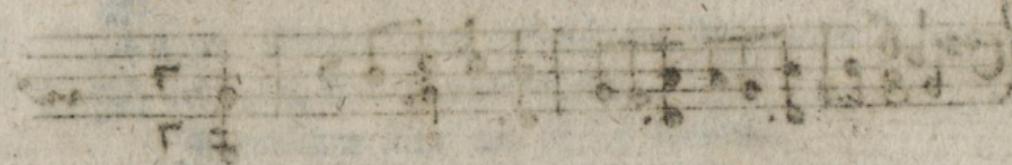
Ein merkwürdiges Beyspiel von dem Mangel dieser Universalmedicin sind unsre gewöhnlichen großen Schwäger, welche die Hauptrollen in den Gesellschaften an sich ziehen, und vor allen andern voraus reden. Viele von ihnen haben ein

lebhaftes Genie, und zugleich eine äußerst hitzige und aufbrausende Phantasie. Aber man hat in unsrer Wissenschaft die Bemerkung gemacht, daß die großen Schwäger in Gesellschaften niemals Schwäger mit sich selbst gewesen sind, niemals einen Privatversuch von unsrer häuslichen Cur gemacht haben. Daher kommt ihr überflüssiger Schaum; und sie können nichts von sich geben, das nicht damit vermischt würde. Wagen sie sich aber gar über die gewöhnlichen Unterredungen hinaus, wollen sie sich zur Höhe der Autorschaft schwingen; dann werden ihre Umstände noch kritischer. Ihren Bogens gehen alle Vortheile ihrer Person ab. Dem Papiere können sie niemals das Ur geben, das sie bey ihren Reden annehmen. Die Wendungen der Stimme und der Action, wodurch sie manchem lahmen Gedanken, manchem unzusammenhängenden Urtheile aufhelfen, fallen hier weg; ihre Sprache wird Stück vor Stück untersucht, das eine gegen das andere gehalten, und nach allen seinen Theilen geprüft. Je weniger sie über sich selbst Kunstrichter gewesen sind, desto gefährlicher ist ihnen die Kritik andrer. Ihre Gedanken können andern nicht correct scheinen, da sie sich so wenig bemüht haben, sie vor sich correct zu machen, und sich selbst erst recht zu bilden, ehe sie zu Felde giengen. Es ist unendlich schwer, ohne ein strenger Selbstuntersucher, und vollkommner Dialogist zu seyn, ein guter Denker zu werden.

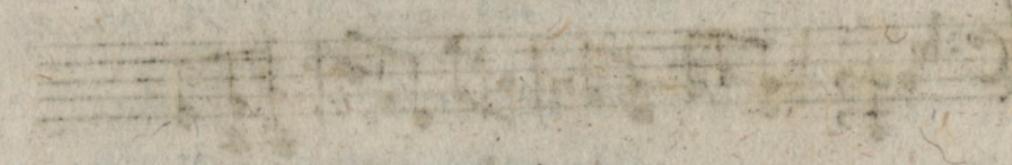
Schäfers



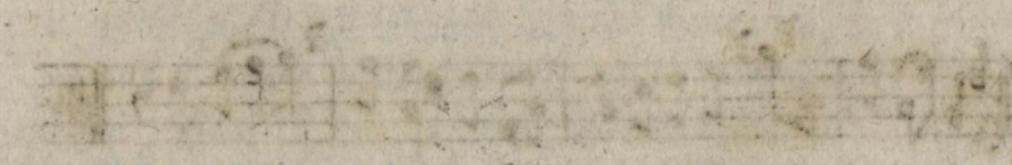
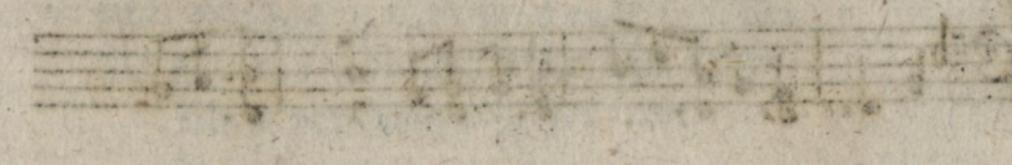
Handwritten text, likely a vocal line or lyrics, written in a cursive script below the first staff.



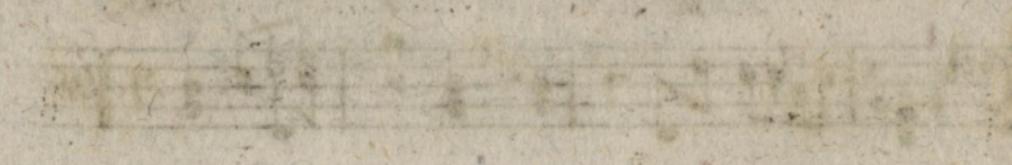
Handwritten text, likely a vocal line or lyrics, written in a cursive script below the third staff.



Handwritten text, likely a vocal line or lyrics, written in a cursive script below the fifth staff.

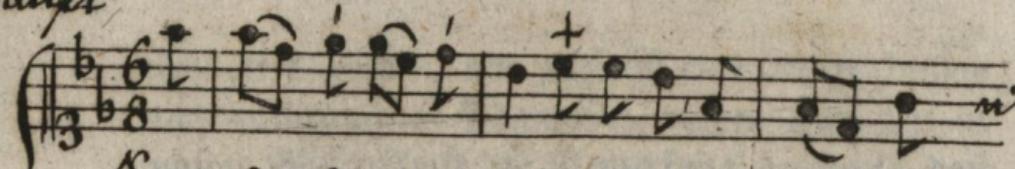


Handwritten text, likely a vocal line or lyrics, written in a cursive script below the seventh staff.

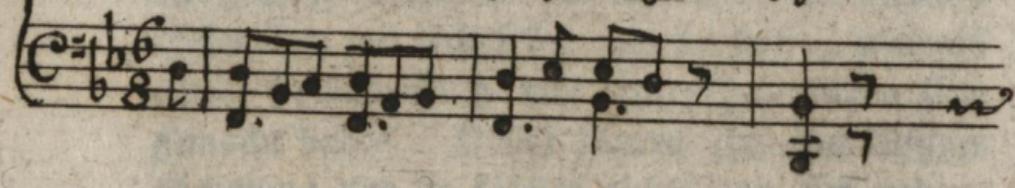


an Doris.

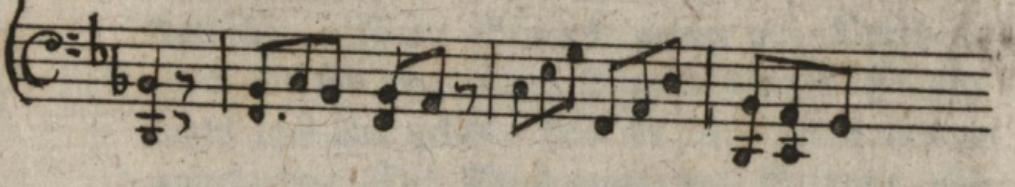
Vault



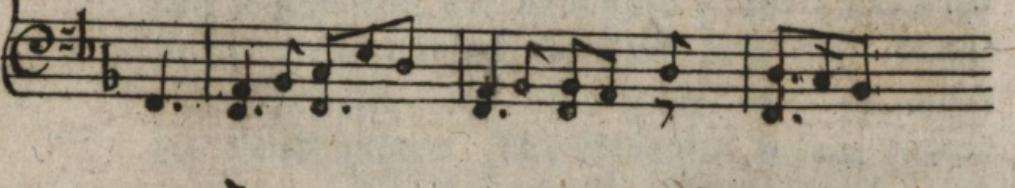
Komm Doris mit vorzüglichen Schritten! Ich will



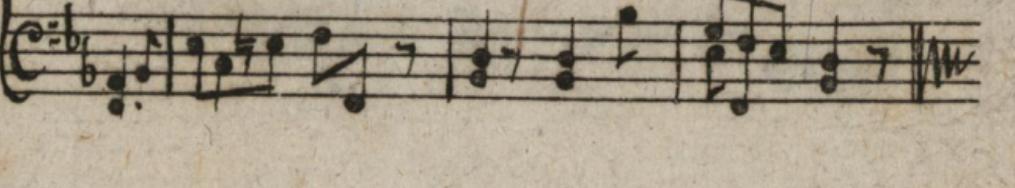
nach der Pfaffenstetten, in welchem sich am besten



wohnt: Dort wirst du nicht die Stadt vernichten, wo die mein



Mund mit vollen Lippen die unvernünftigen Thier befohlet.



Schäfer = Lied.

Komm, Doris! mit vergnügten Schritten.
 Ich eile nach den Schäferhütten,
 In welchen sichs am besten wohnt.
 Dort wirst du nicht die Stadt vermissen,
 Wo dir mein Mund mit vollen Küssen,
 Den neu erwählten Stand belohnt.

Was kann uns hier noch wohl ergözen?
 Die Jugend flieht bey den Gesetzen,
 Durch die man unsre Liebe quält.
 Hier ist die Hofnung, Last und Plage;
 Sie zählt die martervollen Tage;
 Wer weiß, wenn sie den letzten zählt.

Ja, Doris, mir hat unter allen
 Kein Stand zur Liebe mehr gefallen,
 Als der sich von dem Zwang entfernt.
 Wo, Schönste! liebt sichs wohl so süsse,
 Als wo man Sprache, Blick und Küsse
 Allein von seinem Herzen lernt.

Wer zwingt die Schäfer auf den Feldern?
 Uns sucht die Mißgunst nicht in Wäldern,
 Dort ist die Lust nicht lasterhaft.
 Ein jeder fühlt, was wir empfinden,
 Gnug, wenn wir uns durch uns verbinden,
 Kein Handschlag giebt der Treue, Kraft.

Kein Geiß verführt der Hirten Triebe:
 Der Schäfer schmeckt in seiner Liebe
 Die ruhigste Bergnüglichkeit.
 Er und sein Nachbar finden beide,
 Für ihre Heerden fette Weide;
 Sind Freunde, fürchten keinen Reid.

Man baut kein Haus mit stolzen Mauern:
 Die Hütte soll nicht länger dauern,
 Als uns die Gegend Futter giebt.
 Man schläft bey unverschloßnen Thüren,
 Hat keine Schätze zu verlihren,
 Und hält in Armen, was man liebt.

Des Morgens sollst du zu den Heerden
 Durch meinen Kuß geruffen werden,
 Wenn Hylax billt, das Vieh sich regt.
 Der Abend bringt dir keinen Kummer,
 Du weißt, daß dir zu deinem Schlummer
 Mein Arm das Laub zusammen trägt.

Dort borgst zu dem Hirten Kleide
 Nicht erst den Schmuck von Gold und Seide:
 Dein Anzug macht, daß mirs gefällt.
 Dir geht dabey kein Kuß verloren:
 Mein Mund hat einen Bund beschworen,
 Den ohne dieß mein Herz schon hält.

Dort überfällt uns ohne Schmerzen
Das Alter nur mit Lust und Scherzen:

Die andre Wollust ist die Ruh.

Da sehn wir mit geseßtem Triebe
Noch öfters unsrer ersten Liebe

Im Bilde junger Hirten zu.

Einst wirst du in den alten Linden
Noch Spuren deines Namens finden.

Ich weis, du kömmtst und nimmst mich mit.

Du zeigst ihn dem getreuen Greiße

Der ihn einst mit verliebtem Fleiße

Zum Denkmal in die Bäume schnitt.

Komm, Doris, mit vergnügten Schritten:

Ich eile nach den Schäfer Hütten,

In welchen sichs am besten wohnt.

Dort wirst du nicht die Stadt vermissen,

Wo dir mein Mund mit vollen Küssen

Den neu erwählten Stand belohnt.



Drasmin und Almire.

Eine morgenländische Erzählung.

Mensch, lerne dich in die Fügungen der Vorsehung schicken, und wage es nicht, die ein Murren gegen die Einrichtungen des Allergerechtesten entfahren zu lassen. Denke nicht, mit der Weisheit des Unendlichen zu hadern; und laß dir nicht träumen, du wollest den rächenden Donnerkeil aus der fürchterlichen Rechte Gottes winden.

In Bagdad, das durch die Weisen des Alterthums berühmt ist, lebte Drasmin, ein Sohn Ibrahims, dessen Name eine Specerey war, die die entferntesten Gegenden des Osts mit ihrem Wohlgeruch erfüllte. Seine Person war ansehnlich, wie die Eiche, die sich im Walde erhebt; und seine Seele so unbesleckt, wie der Mittagsstrahl der Sonne. Seine Güte trocknete die Thräne aus dem Auge des Waisen, und die trauernde Witwe gieng nie unbemerkt vor seinem Hause vorüber. — Um mit einemmale seine Denkungsart zu beschreiben, so ruheten immerdar auf seiner Stirne, Gefälligkeit und Wohlwollen, und Menschenliebe wohnte in seinem Herzen. So liebenswürdig war er: es war also nichts
auf

ausserordentliches, daß alle ihn bewunderten, so bald sie ihn nur sahen; und da er es so sehr verdiente, so war es natürlich, daß er von allen, die ihn kannten, herzlich verehret und theuer gehalten wurde.

Unter einer Menge Jungfrauen, die nach Dræmin schmachteten, war Almire, eine Tochter aus Balsora, die erst vor kurzem in Bagdad angekommen war, die einzige, welche durch eine gegenseitige Achtung beglückt wurde. Die Rosenfarbe des Morgens war minder schön, als ihre Wangen; und Golcondens Diamanten glänzten nicht so, wie ihre Augen: ihr Busen war weiß wie der Schwan auf den Gewässern, und sanft, wie im Sommer das Murmeln eines Stroms. — Wie oft, ihr Wälder Balsorens, wie oft schalltet ihr von dem Rufe ihrer Schönheit wieder! Ihr Ruhm! o wie oft ertönte er in euch ihr Thäler von Bagdad! Ihr wisset, daß ihre Stimme den Tiger der Wüste fesseln, den wilden Hirsch, wenn er vom Hügel sich stürzte, seiner Stärke berauben konnte! Ihr wißt es, daß Dræmus Gewürze nicht ihr an süßem Dufte gleichen konnten, noch die Töchter des Paradieses sie an Hobeit und Anmuth zu übertreffen vermochten.

Dræmins und Almirens Liebe war eben so berühmt, als ihr Verdienst. Keines von beiden hatte Eltern am Leben, die sich ihren Wünschen widersetzen konnten; sie bestimmten also, zum allgemeinen Vergnügen ihrer Freunde, einen Tag

zu ihrer hochzeitlichen Feyer. — Drasmin, voll Ungedult, das einzige zu besitzen, welches jemals sein Herz gereizet hatte, sehnte sich ängstlich nach der glücklichen Stunde, und weidete beständig seine Phantasie mit den Entzückungen, die er in Almirens Armen zu fühlen hoffte. Sie, war zurückhaltender in dem Ausdrucke ihrer herannahenden Glückseligkeit, aber eben so ungeduldig als er, mahlte ihrer Einbildung mit gleicher Hitze den ununterbrochnen Genuß alles dessen, was ihr wehrt war, und zählte die Wochen, Monden und Jahre, die sie wahrscheinlich erwarten durfte, in dem zärtlichsten Umgange ihres angebeteten Drasmin zuzubringen. — So verschönerten beide Liebenden ihre gegenwärtigen Stunden durch die Gedanken an die zukünftigen, als Almire den Befehl empfing, vor den Caliphen zu kommen, den man von ihrer unvergleichbaren Schönheit gesagt hatte, und der ihr sehen wollte, ob die Lobsprüche wahr wären, die man ihr so verschwenderisch beygelegt hatte. Weder ihre Religion, noch ihre Unterwürfigkeit erlaubten ihr Entschuldigungen, um derentwillen sie nicht zu dem Gebieter der Gläubigen kommen dürfte, und noch vielweniger den Entschluß, ungehorsam zu seyn. Er ward mit einer unbedingten Ehrfurcht, als ein Nachfolger des heiligen Muhammed, von seinem ganzen Volke verehret, und sein Wort ward allezeit als die unwiderrustliche Stimme des Schicksals angesehen. Almire ward

daher alsobald mit blutendem Herzen, in seinen Pallast gebracht, und der Augenblick, in dem der Caliph sie sah, offenbarte, welche unter seinen Königinnen die geliebteste wäre.

Keine Sprache mag die Verzweiflung der beiden Liebenden beschreiben, die so unerwartet auf immer eines den Umarmungen des andern entzissen waren. In dem Augenblicke, da Drasmin hörte, daß Almire den Caliphen gefesselt hätte, ward ihm sein Leben zur Last, und unvermögend, die unaussprechlichen Martern seiner Seele zu ertragen, sah er den Engel des Todes als den einzigen Beförderer seiner Ruhe an. Zween Tage und Nächte hindurch, wandelte er in einem vollkommenen Wahnwige in den verschiedenen Zimmern seines Hauses umher, und rief jeden Augenblick den Namen seiner geraubten Almire in den heftigsten Tönen aus. Am dritten Tage, da er etwas ruhiger ward, fieng er an, an alle Umstände seines vergangnen Lebens zurück zu denken, um auszufinden, wodurch er den Mahomet auf eine so unverzeihliche Weise beleidigt hätte, daß er ihn von den Händen desselben eine so strenge Züchtigung fühlen mußte. Lange hatte er nachgedacht, und fand nichts strafbares, als einige jugendliche Uebereilungen, die aber durch eine Menge verdienstlicher Thaten unendlich überwogen wurden. Endlich sank er unvermerkt auf ein Knie und fieng an mit seinem Gotte zu hadern.

„ Du großer Schöpfer der Welt, sprach er der du über den sieben Himmeln wohnest, zu denen selbst unter allen Propheten nur des heiligen Muhameds Gedanke sich hinauf schwingen kann: schau gnädig herab auf einen Elenden, der sich zu den allerunglücklichsten Menschen rechnet, hat er, gleich beständig die tiefste Ehrerbietung gegen deine Gesetze unterhalten. Sag ihm, o du Unendlich erhabner! entdeck ihm, o du Unausprechlich gerechter! warum er, der es immer zu seinem unveränderlichen Geschäfte machte, deine heilige Billigung seiner Thaten zu verdienen, warum er verurtheilet ist, das zu leiden, was der frevelhafteste Verächter deines göttlichen Willens als Strafe ansehen und ausrufen würde: diese Strafe sey für das abscheulichste unter seinen Verbrechen zu groß. „

Drasmin hatte kaum ausgerevet, so erschütterte der Donner sein Haus; ungewöhnlicher Glanz erhellete das Zimmer, wo er, über diese Botschaft der Gottheit erstaunt, noch kniete. — Er kam ein wenig wieder zu sich selbst, und eine Stimme, feyerlich wie die Posaune des Himmels, gebot ihm, genau auf sie zu achten, und sprach also:

„ Hör auf, betrogner Mensch, an der Gnade und Gerechtigkeit des Höchsten zu zweifeln! Zwar, nach unbekanntem Ursachen und mit anscheinender Strenge handelt er zuweilen; aber doch wachet er unaufhörlich für das Wohl der
Tu

Zugendhaften, und ist in allen seinen Befehlen sich vollkommen gleich. — Bedenke, Drasmin, diese Welt ist eine dahinfahrende Wasserblase, die bald zerbrechen, und sich in dem Ocean der Zeit verlieren muß. Höchstens ist sie nur eine kurze Reise, auf der ein jeglicher Reisender einige unangenehme Winde antreffen muß, um ihn zu lehren, daß er von der Hand der unendlichen Gottheit abhänge, und ihm zu zeigen, daß er würdig sey, in einen immerwährenden Hafen einzukehren. — Wenn niemals widrige Stürme die See des Lebens verwirrten, würde bald der Strom des Glücks das Geschöpf bis zur Vergessenheit seines Schöpfers dahindreissen, ihn in größere Gefahr bringen, als die ist, worein ihn der ungestümste Wind, den er fühlen kann, zu versetzen vermag, in eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen seinen Gott. Aus Gnade also sind eine Menge Untiefen und Trieblandes auf seinem Wege veranstaltet. Diese erhalten in ihm das Gefühl seiner Abhängigkeit von dem göttlichen Wesen in dieser Welt beständig lebhaft, und so verschaffen sie ihm die Fähigkeit, sein Schiff dem rechten Canale zuzulenken, und in der nächsten Welt zu endloser Glückseligkeit zu gelangen. — Aber, dieser allgemeinen Ordnung der Dinge nicht weiter zu gedenken, wisse, Drasmin, weil du ein besondrer Günstling des Himmels warst, ward es beschlossen, Almiren aus deinen Armen zu reißen. — Drasmin! — Almire war de-

ne Schwester. — Ibrahim, dein Vater, reiste nach Balsora, und hatte Gemeinschaft mit dem Weibe des Cady, und die Frucht ihres strafbaren Umgangs war Almire. Schau hier abermal die Güte des Himmels selbst da, wo er strenge handelt. Um den Vater von fernern Verbrechen abzuschrecken, spricht der Himmel ein Urtheil gegen das, was ihm mehr wehrt ist, als Welten, gegen sein eignes Geschlecht. — Drasmin, sey getrost, ich habe auch Almiren heimgesucht und sie hievon unterrichtet. Sie ist ruhig, bleib du es auch, und denke daran nie wieder an der Güte der Vorsehung zu zweifeln, die zu ihrer Zeit diejenigen belohnen wird, welche auf sie ihr Vertrauen setzen. „

Drasmin lebte nachher manche Jahre glücklich, und hinterließ viele Kinder, die ihm in seinen Tugenden und in seinem Glücke nachfolgten. Der älteste von seinen Söhnen ward Großvezier bey dem Caliphen Haron Abraschid, und befahl, daß diese Geschichte in den Jahrbüchern von Bagdad aufgezeichnet würde.



